



Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Zähl.)

Einem späten Abends sah Mathilde in dem Krankenzimmer neben Friedrichs Lager. Noch hatte dieser sein Nares Bewußtsein nicht wiedergefunden, doch war er ruhiger geworden. Die Fieberglut mäßigte sich und der Arzt hatte in einigen Tagen die Wiederkehr des Bewußtseins in Aussicht gestellt.

Man hörte hinter dem Schirm, der die beiden Lagerstätten trennte, Arel's ruhige Atemzüge.

Bei einer nach der Seite des Kranken hin geblendeten Lampe hatte Mathilde gelesen, aber das Buch war in ihren Schoß gesunken und sinnend blickte sie in Friedrichs bleiches Gesicht, vergangener Zeiten gedenkend, der Jugendspiele, der Träume, die einst ihr Herz erfüllt hatten.

Eine Thräne perlte an ihrer Wimper und rann langsam über ihre Wangen herab.

Da hörte sie, wie Arel sich unruhig umherwarf.

„Steht fest!“ rief er mit jenem dumpfen Ton der im Schlaf Redenden, aber doch völlig vernnehmbar, „steht fest — schlägt sie zurück — noch haben wir die Kanonen — noch ist die Schanze zu halten — da dringen sie an — macht die Kanonen frei, das ist unsere einzige Rettung — der eine liegt — nieder mit dem andern! — O mein Gott! Friedrich — das ist Friedrich — halt ein, Friedrich — denke an Agnes — die arme Agnes — wehe — wehe, es ist zu spät —“

Seine Worte erstarben in einem röchelnden Ton, der schauerlich durch das Zimmer klang.

Mathilde war aufgesprungen und stürzte zu ihrem Bruder hin. Sie schloß ihm den verordneten Trank ein. Schnell that derselbe seine Wirkung.

Arel öffnete die Augen, blickte umher und sagte tief aufseufzend:

„Ich habe geträumt, Mathilde — böse Träume — ich danke Dir, daß Du mich erwecktest! Jetzt will ich schlafen — wieder schlafen — o, der Schlaf thut so wohl — der Schlaf bringt die Kraft wieder — ich fühle es, aber nicht träumen, nicht so träumen — die Wirklichkeit ist traurig genug — der Traum soll rein und frei bleiben.“

Er drückte seiner Schwester die Hand und schloß abermals die Augen.

Noch einen Augenblick lauschte Mathilde seinen ruhigen Atemzügen; dann kehrte sie zu Friedrichs Lager zurück.

Er bewegte zitternd die Lippen und warf sich unruhig hin und her.

Der laute Ruf seines Namens mochte trotz des Fiebers von ihm vernommen worden sein.

Mathilde legte ihre Hand auf die seine. Diese war feucht, die trodene Hitze, welche der Arzt als schädlich bezeichnet hatte, war verschwunden.

Fast schien es, als ob die Berührung der Hand auf den Kranken eine magnetische Wirkung übte — er streckte sich behaglich aus; seine Atemzüge wurden ruhiger, ein glückliches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Mathilde,“ sagte er leise wie ein Hauch, „Mathilde, da schwebt Dein Bild wieder heran, das Bild, das immer aus den Tiefen meiner Seele austauchet, wohin ich meinen Blick auch wenden möge, Dein Bild, das ich immer in mir getragen von den Tagen der Kindheit an, von dem ich mich abgewendet habe, als das Leben mir noch freundlich lächelte, und dem nun meine ganze Seele sich zuwendet in den Tagen des Unglücks.“

Mathilde zuckte zusammen; helle Blut flammte in ihrem Gesicht auf; erschrocken wich sie zurück. Wie suchend erhob der Kranke die Hand.

„O, weiche nicht von mir, Du holdes Bild,“ sagte er, „weiche nicht von mir — ist doch alle irdische Hoffnung für mich verloren, so bringst Du mir doch Trost und Freude, Du holdes Bild, das mir vom vergangenen, verlorenen Glück erzählt — verzeih mir, was ich gethan habe in trotziger Verblendung, verzeih mir jetzt, ehe mein Leben verloren ist! Ich fühle es ja, daß ich Dich liebe — Dich allein lieb habe immer und immer — o, verlaß mich nicht, bleibe bei mir!“

Er hob beide Hände empor; langsam öffneten sich seine Augen, mit starren Blicken sah er Mathilde an, aber in diesen Blicken dämmerte das Licht des Verständnisses auf.

„Da bist Du ja,“ sagte er, „da bist Du, immer deutlicher erkenne ich Dich — o, sieh mich nicht so entsetzlich an, wende Dich wieder zu mir, freundlich und lächelnd, wie ich Dich einst sah, ehe die Verblendung meinen Geist ergriff!“

Wieder erhob er seine Arme zu ihr, da aber plötzlich nahm sein Gesicht einen furchtbaren Ausdruck des Schreckens und der Verzweiflung an.

„Ja,“ rief er, „ja, Du hast recht, mich so anzusehen, ja, Du hast recht, mich von Dir zu stoßen und Dich abzuwenden von dem Unseligen, dessen Hand besetzt ist von dem Blute Deines Bruders.“

Seine Blicke wurden wild und drohend. Schauerlich entstellte sich sein zuckendes Gesicht.

„Friedrich — Friedrich!“ rief Arel auf der andern Seite mit unheimlich röchelndem Ton, „Friedrich, halt ein, ich bin es —“

„Hörst Du,“ sagte Friedrich, „hörst Du, das war seine Stimme — der Geist des Gemordeten flucht seinem Mörder — der Abgrund öffnet sich dem Verdammten —“

Er fuhr in die Höhe; aufrecht sitzend schlug er mit den Händen um sich, als ob er die Gestalten seiner Phantasie abwehren wollte.

Mathilde hörte, wie auch Arel sich umherwarf und noch einmal lauter als vorher rief:

„Friedrich, Friedrich, halt ein!“

Verzweiflungsvoll rang sie die Hände. Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet, stieß sie den Schirm zwischen den beiden Betten zurück und entfernte den dichten grünen Vorhang von der Lampe.

Unter dem hellen Lichtstrahl öffnete Arel seine Augen. Er blickte hinüber und rief nochmals:

„Friedrich, Friedrich!“ indem auch er sich auf seinem Lager aufrichtete.

„Da ist er — da ist er!“ rief Friedrich, von Entsetzen geschüttelt. „Weiche zurück — weiche zurück, furchtbarer Geist — es war nicht meine Schuld — das Verhängnis führte meinen Arm — ich habe Dich erkannt, als es zu spät war —“

„Es ist kein Geist,“ rief Mathilde, „er lebt; Gott hat so schweres Unheil gewendet.“

Zimmer noch hielt Friedrich die Hände abwehrend ausgestreckt.

Da, mit einer Kraft, wie sie nur die



Kassensturz. Gemälde von August Hegn. (S. 616.)

äußerste Anstrengung der Nerven in der höchsten Erregung geben kann, ergriff Mathilde Arels Lager und zog daselbe nahe zu Friedrich heran; dann faßte sie Friedrichs Hand und trotz seines Widerstrebens zwang sie ihn, Arels Hand zu ergreifen.

„Nicht wahr, das ist kein Geist — das ist Fleisch und Blut — er lebt — er lebt — er wird genesen — das furchtbare Verhängnis ist vorübergeführt durch Gottes Gnade.“

Krampfhaft hielt Friedrich Arels Hand umspannt. „Ist es möglich — kann es Wahrheit sein — kann die entsetzliche Last solcher Schuld von mir genommen werden —“

„Ich bin es,“ sagte Arel glücklich lächelnd, „ich bin es — Dein Bruder — Friedrich — alles, alles ist vergessen —“

Er streckte seine Arme hinüber und strich liebevoll über Friedrichs Wangen.

Dieser brach in Thränen aus; laut schluchzend sank er in die Kissen zurück.

Mathilde schlang ihren Arm um Arels Schulter, den Schwankenden zu stützen, und glücklich lächelnd blickten beide zu Friedrich hinüber.

Dieser schlug die Augen auf, er war bleich und erschöpft, aber seine Blicke waren frei und klar, nur von Thränen verschleiert.

„O Mathilde,“ sagte er, „ja, mein Gott, es ist wirklich Mathilde, es ist Mathilde, die mich zu Arel geführt, die mir das Leben wiedergab!“

Mit bittendem Blick streckte er die Hand aus, Mathilde reichte ihm zitternd die ihre und er zog sie langsam an seine noch fieberheißen Lippen.

Die Unruhe in dem Krankenzimmer hatte die Aufmerksamkeit Bergens erregt, der bei einigen Genesenden in der Nähe gewacht hatte.

Er öffnete vorsichtig die Thür. Ganz freudig trat er näher.

„Blom, mein Freund,“ sagte er, „was ist hier vorgegangen? Es muß etwas Gutes sein — Dein Blick ist klar und frei und dort der des dänischen Offiziers auch! Was ist geschehen, mein Fräulein?“

„Nichts Böses,“ erwiderte Mathilde; „aber holen Sie den Arzt, wenn er noch hier ist!“

„Er ist noch da,“ rief Bergen ganz freudig, „er hat eben noch einen Amputierten verbunden; sogleich wird er hier sein.“

Der Doktor erschien. Er prüfte den Puls der Kranken und nickte mehrmals zufrieden mit dem Kopf.

„Das ist eine Krisis gewesen, eine gute Krisis. Gott sei Dank, ich hatte es wirklich nicht besser gehofft. Wenn kein Rückfall kommt, so wird alles schnell vorübergehen.“

„Bin ich noch nötig hier?“ fragte Mathilde mit niedergeschlagenen Augen; „die Genesenden werden vielleicht meiner Pflege nicht mehr bedürfen.“

Der Doktor sah sie prüfend an.

„In der That, Gräfin, Sie haben recht,“ sagte er dann; „wie ich hoffe, wird die Genesung schnell fortschreiten. Ich werde Herrn Bergen bitten, die Aufsicht über die beiden Herren hier zu übernehmen und, wie ich hoffe, wird sein Dienst nicht zu lange und zu mühsam sein. — Vor allen Dingen,“ fuhr er, zu Bergen gewendet, fort, „werden Sie in den nächsten Tagen für absolute Ruhe sorgen, die Kranken dürfen ihr Zimmer nicht verlassen und niemand darf zu ihnen hereinkommen, niemand, die Nerven müssen sich von der Krisis vollkommen beruhigen, für das übrige wird dann die Natur sorgen.“

Mathilde umarmte Arel, dann reichte sie Friedrich, ohne die Augen aufzuschlagen, die Hand und verließ mit dem Doktor das Zimmer, während Bergen bei den Kranken zurückblieb.

Auf dem Ausgangskorridor begegnete sie Meta, welche noch eine Frage an den Arzt zu richten hatte.

Stumm senkte Mathilde das Haupt, sie fühlte einen stechenden Schmerz im Herzen, und, von niemand gesehen, rann eine heiße Thräne über ihre Wangen.

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Wieder zogen die Tage in äußerlich gleichmäßiger Ruhe vorüber, aber unter dieser äußeren Ruhe entwickelte sich in dem Kreise der Menschen, deren Schicksale so wunderbar ineinander verwebt waren und welche sich hier auf ebenso wunderbare Weise in dem kleinen Flecken Gravenstein zusammengefunden hatten, ein reich bewegtes inneres Leben. Die Genesung von Arel und Friedrich machte nach der einmal eingetretenen Krisis schnelle Fortschritte — beide konnten bald ihr Lager verlassen und mehrere Stunden des Tages in Lehnstühlen zubringen, um, wenn sie auch das Zimmer noch nicht verlassen durften, am geöffneten Fenster die frische Luft zu atmen.

Da sie beide häufig miteinander allein waren, so war es natürlich, daß sie über ihre Lage und die Verhältnisse der Zeit miteinander sprachen. Alle Erbitterungen der früheren Tage waren bei ihnen verschwunden. Arel war so glücklich über die wiedererwachende Lebenskraft und die Zuversicht seiner Heilung, die ihm der Arzt gegeben, daß er niemand zu zürnen vermochte und auch seinem bittersten Feinde vergeben haben würde.

Friedrich fühlte sich wie neugeboren, nachdem die furchtbare Last des Gedankens, daß er den Geliebten seiner Schwester getötet und deren Lebensglück gebrochen, von seiner Seele genommen war, daß alle anderen Sorgen vor diesem glückseligen Gefühl der Befreiung von einem so furchtbaren Verhängnis vollkommen verschwanden. Oft sagte er in tiefer Bewegung Arels Hand, prüfte in dessen Blicken sorgsam die wieder aufblühende Lebenskraft und erhob seine Augen dann mit dem Ausdruck glückseliger Dankbarkeit aufwärts — in diesen beiden jungen Herzen war die Erinnerung an die vergangene Zeit inniger, herzlicher Jugendfreundschaft mächtiger als die traurigen Verwirrungen, welche sie später einander entfremdet hatten; auch trug, wie das immer bei edlen, ritterlichen Naturen der Fall ist, der offene Waffengang, in dem sie einander gegenübergetreten waren, dazu bei, sie nun gerade einander noch näher zu führen, beide hatten für ihre Pflicht und ihre Ueberzeugung ihr Leben eingesetzt, Arel hatte seine militärische Ehre pflichttreu erfüllt und auch er selbst dachte jetzt über Friedrichs Stellung anders, als nachdem der offene Entscheidungskampf in ehrlicher soldatischer Weise ausgebrochen war; er war Däne, nach seiner Ueberzeugung war sein König durch die von den Großmächten einst auf dem Kongress von London legalisirte Erbfolge allen anderen Prätendenten gegenüber der rechtmäßige Herr der Herzogtümer, und darum hatte es ihn einst schwer in ihrem Gefühl verletzt, als Friedrich sich für die Ansprüche des Prinzen von Augustenburg erklärte, die in seinen Augen eine unbedingte Revolution war, aber Arel begriff auch vollständig die tiefe Abneigung der Deutschen in den Herzogtümern gegen das Regiment der dänischen Demokratie, das ihnen ihre Rechte ebenso rücksichtslos verkümmerte, wie es in Dänemark selbst alles konservative Recht zerstörte. Er begriff noch mehr, daß die deutschen Mächte einem deutschen Lande und Volke zu Hilfe kamen, um daselbe einer fremden, harten und ungerechten Herrschaft zu entreißen. In den deutschen Armeen sah er ehrenwerte Gegner, und obgleich ihn die Niederlage der eigenen Armee schmerzte, so fand er es doch natürlich, daß Deutschland die Herzogtümer von Dänemark losreißen und für die eigene Nation zurückerobern wolle. Friedrich, der preussische Offizier, stand ihm ganz anders gegenüber, als da er früher mit den Professoren und Volkoversammlungen sich gegen seinen König auflehnen wollte, und so war denn zwischen den beiden jungen Leuten in vollständiger Einigkeit die gegenseitige Achtung und Sympathie wieder hergestellt, wozu auch Bergen redlich das Seine mit beigetragen hatte. Er, der ihre Pflege besorgte, war der einzige, den sie sahen. Arel achtete auch in ihm den tapfern Soldaten, und so wurde es ihm denn leicht, überall, wo noch eine Differenz auftauchte, dieselbe in seiner stillen, freundlichen und überzeugenden Weise zu beseitigen.

Friedrich hatte ihm jetzt seinen wahren Namen und sein Verhältnis zu Arel mitgeteilt mit der Bitte, darüber aber strenge Verschwiegenheit zu beobachten, und Bergen hielt dies Versprechen mit der äußersten Gewissenhaftigkeit, auch Meta und Frau Hansen gegenüber, von denen er übrigens gar nicht voraussetzte, daß sie für das Schicksal seines Freundes irgendwelches Interesse haben könnten. Von allem, was draußen geschah, erfuhren beide nichts. Wohl wußten sie, daß Mathilde da sei, die ja beide an ihrem Lager gesehen; sie kam auch an jedem Tage, um ihrem Bruder einen kurzen Besuch zu machen, aber dieser Besuch mußte sich nach der Vorschrift des Arztes auf wenige Minuten beschränken. Friedrich war scheu und besang in ihrer Gegenwart; jedesmal, wenn er sie sah, stiegen die Bilder seiner Träume wieder in ihm auf und vermischten sich mit ihrer lebendigen, so reizvollen Erscheinung, an jedem Tage fühlte er mehr, wie eine wunderbare Wärme sein Herz erfüllte, wenn sie kam, wenn er ihr die Hand reichte, aber sie sprachen kein Wort miteinander — was hätte er ihr sagen sollen nach allem, was trennend zwischen ihnen stand? Mathilde aber vermochte es nicht, die Augen zu ihm aufzuschlagen, ihr wollte das Herz zerspringen, wenn sie an jene Worte dachte, die er aus dem Traume heraus zu ihr gesprochen und die doch mit dem vollen Klang der Wahrheit in ihr Herz gedrungen waren — es war ja alles aus zwischen ihnen, es mußte ja alles aus sein, und doch wollte ein zarter Hoffnungstrieb immer und immer wieder in ihrem Herzen aufkeimen.

Von Agnes wußte weder Arel noch Friedrich. Der Arzt hatte auf das strengste verboten, von ihrer Anwesenheit beiden etwas zu sagen — die Ruhe war das erste Bedürfnis für alle Kranken und erst wenn Arels Genesung weiter vorgeschritten sein würde, sollte der Versuch gemacht werden, durch sein Erscheinen Agnes von ihrer unglücklichen fixen Idee zu heilen.

Bergen verbrachte den größten Teil des Tages in dem kleinen Kabinett, in welchem Meta am Eingange der ihrer Aufsicht und Pflege überwiesenen Krankenzimmer sich aufhielt, um den Dienst der Wärter zu überwachen; er begleitete sie auf ihren Gängen zu den Verwundeten, er brachte jedem Kranken Trost und Ermutigung und dann saß er bei ihr in dem einsamen kleinen Vorzimmer — ein schlichter Tisch stand zwischen ihnen und immer sorgte er dafür, daß derselbe mit einer Schale voll frischer Blumen geschmückt war. Sie sprachen miteinander von allem,

was das menschliche Leben bewegt in Freude und Leid, in Hoffnung und Sorge, und immer inniger schlossen sich ihre Herzen aneinander, ruhig und still, ohne Leidenschaft und doch so kräftig und stark, so tief wurzelnd in allen Fasern ihres Wesens wuchs hier die Liebe auf, die erste duftende und lichtschimmernde Blüte, welche beiden das Leben brachte.

Frau Hansen bemerkte es wohl, daß ihre Tochter mit dem jungen Unteroffizier, der bereits als Invalide seinen Abschied erbeten hatte, so besonders freundschaftlich verkehrte, aber sie machte keine Bemerkung darüber, so sehr sie sonst auch ihre Tochter von jeder Berührung mit der Welt zurückhalten suchte — mochte sie nun den ernstlichen, schwermütigen jungen Mann mit dem verkrüppelten Arm dem Herzen Metas für ungefährlich halten oder mochte sie durch sein so ernstes, sinniges und doch wieder so herzlich warmes und gutmütiges Wesen selbst von ihrer menschenfeindlichen Gesinnung ihm gegenüber zurückgebracht sein? Zuweilen blieb auch sie, wenn sie auf einen Augenblick Meta besuchte, eine Zeit lang neben den beiden jungen Leuten stehen; sie hörte den Gesprächen derselben zu, und wenn Bergen seinem festen Glauben an die Borsehung und seiner warmen Liebe für die Menschen so einfach und doch so berechtigt und ergreifend Ausdruck gab, so wurde häufig ihr strenger Blick milder, ihre harten steinernen Züge nahmen eine wunderbare Weichheit an, und still vor sich hin leuchtend, ging sie leise aus dem Zimmer.

Meta sah ihr dann mit feuchten Augen nach, sie fühlte, daß in solchen Augenblicken die starre Rinde um das Herz ihrer Mutter sich zu lösen beginne; dankbar drückte sie Bergens Hand und noch inniger schloß sie sich an ihn an, den ersten, der den Eingang gefunden hatte in das Herz ihrer Mutter, das selbst der Tochter verschlossen geblieben war.

Bergen erkannte wohl, daß Frau Hansens Leben von einem schweren, verhängnisvollen Ereignis belastet sein müsse, aber er that niemals eine Frage, von dem äußeren, so einfachen Lebensgange der beiden Frauen hatte ihm ja Meta erzählt und er hatte kein Recht, weiter zu forschen.

So kam die Zeit heran, daß Arel und Friedrich ihren ersten Ausgang machen sollten. Auch ein großer Teil der übrigen Patienten schritt der Heilung entgegen.

Der Krieg war beendet, das Schicksal der Herzogtümer war wenigstens insoweit entschieden, daß sie von Dänemark definitiv losgetrennt und den beiden deutschen Großmächten abgetreten werden sollten, um später zwischen diesen einer der Streitgegenstände zu werden, die zu dem gewaltigen Kampfe des Jahres 1866 führten.

Die Ankunft neuer Verwundeten war nicht mehr zu erwarten, die Funktion der Lazarete mußte bald aufhören.

An einem dämmernden Abend saßen Bergen und Meta sich gegenüber, die Thüre nach dem Krankenzimmer hin war geschlossen, da die Verwundeten fast alle schon auf waren und nur zu gewissen Stunden eine Inspektion bei ihnen stattfand. Frische Rosen dufteten in der Schale, welche auf dem kleinen Tische stand. Die beiden jungen Leute, welche sonst so gern, so lebhaft und eifrig miteinander sprachen, waren heute still und schweigsam, Bergen machte nur hin und wieder eine gleichgültige Bemerkung, bei der dann aber seine Blicke so ausdrucksvoll und innig auf Meta ruhten, daß diese besang sich auf die Rosen niederbeugte, wobei es schwer zu bestimmen gewesen wäre, ob die flüchtige Röthe, welche ihr Gesicht färbte, der Widerschein der duftenden Blumen sei oder aus den wunderbaren, ihr nur halb verständlichen Gefühlen heraufstieg, die in ihrer Brust unruhig auf und nieder wogten.

„Morgen werden diese Blüten verwelkt sein,“ sagte Bergen mit leicht zitternder Stimme, „wie es das Los aller Blüten in der Natur wie im Menschenleben ist; die Natur aber hat den Vorzug, daß jedes Jahr ihr einen neuen Frühling bringt, während die verwelkte Blüte des Menschenlebens sich niemals wieder erneuert und kaum eine Spur hinterläßt, wenn wir sie nicht hegen und pflanzen zu edler Frucht, zu bleibendem Samen für die Ewigkeit.“

Meta seufzte und beugte sich wieder über die Rosen, als ob sie den Duft der Blüten einsaugen wolle, bevor dieselben dem Lose der Vergangenheit verfielen.

„Auch diese Zeit,“ fuhr Bergen fort, „die uns hier zusammenführt, diese Zeit, die so ernst und doch so schön war, wird bald vergehen.“

Noch tiefer beugte sich Meta auf die Rosen nieder, eine schimmernde Perle blinkte auf den Purpurblättern — war es ein Taurophen, der vom Garten her noch haften geblieben war, oder eine Thräne aus Metas Augen?

„Auch diese Zeit,“ sprach Bergen tief bewegt weiter, „war eine Lebensblüte, eine schöne, holde Blüte, wenigstens in meinem Leben.“

Jetzt schlug Meta die Augen zu ihm auf; feucht schimmerte ihr Blick, ein Vorwurf lag in demselben.

Ein freudiger Schimmer verklärte Bergens Gesicht. Ueber den Tisch hin nahm er Metas Hand, die sie ihm, erröthend zwar und erschrocken, nicht entzog.

„Soll diese Lebensblüte, die uns hier ausgegangen, Fräulein Meta,“ fragte er, „soll sie verwelken und in Staub zerfallen, oder soll sie Frucht tragen, edlen Samen bringen, der einst der Zeit, der Ewigkeit entgegenreift?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ flüsterte Meta, indem sie den Versuch machte, ihre Hand zurückzuziehen.

Doch er hielt sie fest und sagte:
"Es wäre traurig, sehr traurig für mich, wenn Sie mich nicht verstanden, aber ich glaube, daß Sie mich verstehen, und wenn Sie mich verstehen, so werden Sie mir antworten. Sagen Sie mir, Meta, sollen wir die Blüte, die uns hier aufgegangen ist, hegen und pflegen, daß sie reiche Frucht trage für unser Leben, oder sollen wir sie fallen lassen auf die staubige Straße der Vergänglichkeit, wo sie traurig zerfallen und verwehen wird wie diese Rosen, die heute noch so lieblich duften und doch dem Untergang geweiht sind, weil sie abgeknippt wurden von der Wurzel ihres Daseins."

"Nein, nein," rief Meta schauernd, "das wäre furchtbar!"
Er zog ihre Hand, die sich inniger um die seine schloß, an seine Lippen und sagte, leise zwar, aber doch im Ton eines jubelnden Glückes:

"Dank, Meta, Dank! O, nun ist alles gut! Ja, Sie haben mich verstanden, die Fragen meines Herzens verstanden, ihr die Antwort gegeben, die ich ersucht hatte mit bangen Zweifeln und doch erhoffte in gläubiger Zuversicht, denn was wäre die Liebe, die nicht an sich selbst glaubt und an ihre göttliche Kraft! O, jetzt ist alles gut, nicht wahr, Meta, jetzt sind wir gewiß, daß unseres Lebens Blüte nicht fruchtlos verwelken wird."

Meta antwortete nur durch ein Lächeln, aber dieses Lächeln mußte ihm alles sagen, was sie in sich trug, denn glückselige Freude erleuchtete sein Gesicht und wieder und wieder küßte er ihre zitternde Hand, die sie ihm nicht entzog, und dann beugten sie sich zu einander und über die duftigen Rosen hin sprachen sie flüsternd miteinander — wunderbar schöne und trauliche Bilder stiegen in dem flammenden Abendrot, das durch die Fenster hereinkam, vor ihren Augen auf: ein Pfarrhaus mit einem kleinen Garten, einfach und freundlich; sie wartete des Hauses fleißig und sorgfältig und er saß in seinem kleinen Zimmer, forschend in den Tiefen der göttlichen Offenbarung, deren Schätze er hineintragen sollte in das Leben derer, die seiner Seelsorge befohlen waren, und dann stieg er herab, sie fanden sich im Garten und schritten Hand in Hand durch die sauberen Gänge, sich freuend, wie jede Blüte ihren Reiz öffnete und ihnen ein Bild war der herrlichen Lebensblüten, die ihnen beiden aufgegangen, und dann klangen die Glocken und die Andächtigen füllten die kleine Kirche und sie ging hin mit den übrigen und blickte hinauf zu dem, der dort oben stand, die ewige Wahrheit verkündend und den Segen der ewigen Liebe vom Himmel auf die Erde herablassend.

Da plötzlich unterbrach ein Geräusch ihr flüsterndes Gespräch und ausblickend sahen sie Frau Hansen mit strengen, finsternen Blicken vor sich stehen.

Sie standen auf und traten zu ihr hin, ihre verschlungenen Hände aber lösten sich nicht; frei, warm und ernst sprach Bergen zu der harten, düsteren Frau, und Meta lehnte sich an seine Schulter und bestätigte mit einem treuen, lauten und mutigen „Ja!“ alles, was er sagte.

Immer milder wurden Frau Hansens Blicke, endlich strömten Thränen, die sie so lange nicht gekannt hatte, aus ihren Augen, sie öffnete die Arme, sie umschlang die beiden in inniger Umarmung, leise, ganz leise klang es von ihren Lippen:

"Gott segne euch, meine Kinder, und gebe euch den Frieden und das Glück, das er meinem Leben versagte!"

Am nächsten Tage war Bergen beschäftigt, Arel und Friedrich zum ersten Ausgange anleiden zu helfen; auf seinem guten, treuen Gesicht strahlte so viel Glück und Freude, daß Friedrich ihm mehrfach innig die Hand drückte, denn er schrieb seine frohe Bewegung der Teilnahme an seiner Genesung zu.

Auf dem Flur stand Meta; sie wollte sich mit dem Geliebten an dem ersten Ausgange der Pflegebefohlenen beifolgend freuen, die sie nicht kannte, aber denen sie doch die innigste Teilnahme entgegenbrachte; denn sie wußte ja, daß einer derselben Bergens Freund und Waffengefährte sei.

Plötzlich aber wick sie bebend zurück.
Bergen sah, wie Friedrich sich schwer auf seinen Arm stützte, und als er sich erstaunt zu ihm wandte, sah er ihn erbleichend schwanken und die Hand ausstrecken, als ob seine starren Augen ein Gespenst erblickten.

"Meta — Meta — Sie hier?" sagte Friedrich dumpfen Tons mit bebenden Lippen.

"Du kennst sie," rief Bergen freudig, "o, Du kennst sie? Das sagt sich ja vortrefflich! So kann ich Dir gleich meine holde, liebe Braut vorstellen, sie, die mir tausendmal den rechten Arm ersetzen wird, den ich im Kampfe für unser Vaterland verlor."

Er zog Meta zu sich heran, umschlang sie mit seinem linken Arm und führte sie zu Friedrich hin.

"Ich bin gewiß," sagte Meta, die im Arm des Geliebten alle Befangenheit verlor, "daß Herr von Blomstedt innigen Anteil an dem Glück seiner Freundin nehmen wird, und bin doppelt glücklich, ihn als Bergens Freund wiederzufinden."

Helle Blut färbte Friedrichs Wangen.

"Ist es möglich," rief er, "sie ist Deine Braut, Bergen — und Sie, Fräulein Meta, Sie lieben ihn?"

Statt aller Antwort schmiegte sich Meta fester an Bergen und blickte glücklich zu ihm auf.

"O mein Gott, o mein Gott, welch wunderbare Kühlung!" rief Friedrich, "Mein Traumbild — welch ein Erwachen —"

Er reichte Meta die Hand, aber die Worte, die er zu ihr sprach, waren abgebrochen und unverständlich; so ganz schien er mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

"Nun kommt heraus," sagte Arel ungeduldig, "ich kann es nicht erwarten, die frische, sonnige Luft zu atmen und mit vollen Zügen das Leben wieder einzusaugen."

"Ja, ja," rief Bergen, "kommt — der erste Ausgange eines Kranken, der wieder zum Leben zurückkehrt, ist Gottes Finger — kommt!"

Er wendete sich, um die Treppe hinabzusteigen. Da kam Mathilde herauf, um ihren Bruder zu besuchen. Erstaunt blieben sie stehen. Als sie Meta erblickte, zuckte sie erschrocken zusammen.

Sie schlang die Augen nieder; ein bitterer Schmerz schnürte ihr Herz zusammen, aber schon war ihr Friedrich entgegengeeilt.

"Wir sind gesund," rief er, "Arel und ich, wenn auch noch nicht ganz bei Kräften, aber die Luft und die Freiheit wird alles gut machen. Darf ich Sie um Ihren Arm bitten, Mathilde, noch bedarf ich der Stütze," sagte er wehmütig, aber doch mit glänzlichem Lächeln hinzu, da er fühlte, wie seine Kräfte noch unsicher schwankten.

Mathilde gab ihm fast mechanisch den Arm.

Bergen folgte mit Arel.

Während Meta in ihr Wartezimmer zurückkehrte, traten die vier in den Garten des Anstaltshauses hinaus, in welchem einzelne Genesende, auf Kräcken oder Stöcken gestützt, einhergingen.

Es war ein einfacher Garten mit Gemüsebeeten, Blumen in Einfassungen und geraden Hecken.

Eine Zeit lang gingen Friedrich und Mathilde schweigend neben einander; er atmete unruhig, sie fanden kein Wort bei dieser so unerwarteten und peinlichen Begegnung.

Endlich beugte er sich näher zu ihr hin und sagte leise, mit einem Ton, in dem seine ganze Seele lag:

"Mathilde, können Sie mir verzeihen?"

Erstaunt, erschrocken fast blickte sie zu ihm auf, und vor seinen Blicken die Augen niederschlagend, sagte sie leise und fast traurig:

"Es war nicht Ihre Schuld und nicht die meine, daß Ihr Vater ohne die Herzen gerechnet."

"Mathilde," sagte er, seine Hand auf die ihre legend, "Mathilde, trübes Dunkel lag damals auf mir, ich verstand mich selbst nicht! O Mathilde, verzeihen Sie mir! Wohl ist den Menschen oft ein Glück, das sie nicht zu ergreifen wissen, auf immer verloren; vielleicht," fügte er traurig hinzu, "ist es auch mir verloren, und doch fühle ich jetzt seinen ganzen Wert. Verzeihen Sie mir, Mathilde, verzeihen Sie mir, das ist alles, was ich bitten kann, ich bin ja nichts mehr in der Welt als der arme Lieutenant Blom, der sich selbst seinen Weg durchs Leben bahnen muß, einen einsamen, traurigen Weg, auf dem ihn niemand begleiten mag."

Mathilde blieb stehen und sah ihn groß an.

"Niemand begleiten?" fragte sie. "Es sind die ebenen und breiten Wege, auf denen sich jeder an uns herandrängt, auf dem harten und schmalen Pfade aber bewahrt sich die wahre Freundschaft."

"O Mathilde," rief er aus, "wäre es möglich!"

Sie schüttelte traurig den Kopf.

"Und jene," fragte sie leise, hoch errötend, "jene, die — die —"

"Es war eine Täuschung, ein Irrtum, Mathilde; hier ist die Wahrheit, hier ist das Glück, das ich erkannt und von mir gestohlen habe — auch sie hat ihr Glück gefunden — sie ist Bergens Braut."

"Ist es möglich?" fragte Mathilde, "kann so wunderbar das Verhängnis die Menschenschicksale verwirren?"

"Es ist möglich — es ist wahr — glauben Sie es mir, Mathilde," rief er, "und geben Sie mir auf meinem einsamen Wege den Trost mit in dem schmerzlichen und doch so schönen Bewußtsein, daß ich hätte glücklich sein können."

"Einen solchen Trost kann ich Ihnen nicht geben," sagte Mathilde, indem ein feuchter Schimmer ihren Blick verhüllte, während um ihre Lippen ein fast schallhaftes Lächeln spielte. "Soll Ihr Weg wirklich schwer und hart bleiben? Wollen Sie denn keine Gefährtin auf demselben? Halten Sie mich für feig und schwach genug, daß ich einen solchen Weg suche?"

"O Mathilde, ist es möglich!" rief er jubelnd.

Sie drückte leise seine Hand und dann gingen sie in flüsterndem Gespräch, die Häupter zu einander geneigt, in den Heckenwegen auf und nieder.

Endlich holten sie Arel und Bergen ein.

Nach einigen Worten der Erklärung umarmte Arel seine Schwester und Bergen reichte allen seine linke Hand zu kräftigem Druck.

Alle vier nahmen Platz in einer entlegenen Laube und lange blieben sie hier in ernsten, leisen Gesprächen beisammen.

Mathilde teilte ihrem Bruder und Friedrich alles mit, was ihnen bisher verborgen geblieben war, und auch Bergen erfuhr nun erst den verhängnisvollen Zusammen-

hang zwischen dem Schicksal seines Freundes und dessen Vater.

Bergen führte endlich die beiden Neugesunden nach ihrem Zimmer zurück, während Mathilde zu ihrer Mutter eilte, um derselben das Geschehene mitzuteilen und ihr neue Hoffnung auf eine glückliche Wendung zu geben.

Bergen aber suchte Frau Hansen auf und hatte eine lange, ernste Unterredung mit ihr, an deren Schluß sie ihm unter strömenden Thränen die Hand reichte mit den Worten:

"Sie haben recht, mein Freund, Gott hat mir die Rache gegeben, die mir nicht den Frieden brachte, er hat mir das Glück meines Kindes gegeben, er hat mir die Thränen wiedergegeben, ich bin ihm den Gehersam schuldig gegen sein Gebot der Liebe und Vergebung."

Bleich und matt, ein Lächeln schmerzlicher Ergebung auf den Lippen, sah Agnes, in die hoch aufgerichteten Kissen gelehnt, auf ihrem Lager, die Morgenröthe schimmerte mit gedämpftem Licht durch die verschlossenen Fenstervorhänge herein; die Gräfin Stören hielt die Hand der Kranken; auf der andern Seite stand der Stabsarzt; sorgfältig den Puls prüfend, sprach er freundliche, heftungsvolle Worte, bei denen Agnes aber traurig den Kopf schüttelte.

Da wurde die Thür geöffnet.
Mathilde trat ein und ihr folgte Frau Hansen, schwarz gekleidet, das Spitzentuch um den Kopf geschlungen, ganz so, wie Agnes sie einst in dem kleinen Hause neben dem Walde von Hagenberg gesehen hatte.

Agnes richtete sich höher auf, als sie die Eintretende erkannte; ein jäher Schrecken durchzitterte ihren Körper; sieberhaft blickten ihre Augen, noch bleicher wurde ihr Gesicht. Der Arzt aber hielt ihre Hand fest, mit der Spitze seines Fingers die Bewegung des Pulses verfolgend.

"O mein Gott, mein Gott," rief Agnes, "da ist sie, die Entsetzliche, die einst den Schleier von der furchtbaren Zukunft emporhob, die Gottes Güte dem armen Menschen verbirgt! Was wollen Sie von mir? Ist die Stunde der Erfüllung gekommen? Wohlja! denn, ich bin bereit, das Ende wird eine Erlösung sein von den Qualen, die der menschlichen Kraft zu schwer werden!"

Frau Hansen war langsam näher getreten; ihr Blick ruhte voll tiefen Mitleids auf Agnes; sie sagte die Hand der Kranken, die bei ihrer Berührung entsetzt zusammenschauerte.

"Gott hat Erbarmen gehabt," sagte sie feierlich, "er hat nicht gewollt, daß das furchtbare Schicksal, das ich einst in der Zukunft zu lesen glaubte, sich ganz erfüllen sollte. Gott ist die Liebe und Verzeihung; was die finsternen Dämonen der Rache über die Häupter der Menschen verhängen, wendet er gnädig, wenn fromme Gebete aus gläubigen Herzen zu ihm aufsteigen!"

"Mein Schicksal ist erfüllt, fürchterlich erfüllt," jammerte Agnes, indem sie vergebens Frau Hansens Hand zu entziehen suchte, "mein Bruder — o mein Gott —"

Sie brach in konvulsives Schluchzen aus.

"Das finstere Verhängnis hat die Hand Ihres Bruders geführt, wie ich Ihnen verliedet," sagte Frau Hansen, "aber des Himmels Schutzengel haben den Streich gewendet und sie schweben auch über Ihrem Haupte. Sie werden Ihr Leben erhalten und es dem Glück wieder zuführen; der, den Sie lieben, ist gerettet, sein Blut besetzt nicht Ihres Bruders Hand — sehen Sie dort —"

Mathilde öffnete die Thür.

Arm in Arm traten Arel und Friedrich ein; sie näherten sich dem Lager; immer weiter öffneten sich die Augen der Kranken, deren Puls der Doktor keinen Augenblick losließ.

Nicht länger hielt sich Arel zurück.

"Meine Agnes," rief er, "meine Agnes, sieh mich an — fühle meine Hand — ich lebe — ich bin bei Dir — ein langes, glückliches Leben liegt vor uns —"

Er kniete neben dem Lager nieder; er nahm die freie Hand der Geliebten und berührte sie mit seinen Lippen.

Agnes stieß einen Schrei aus; ein Zittern flog durch ihren ganzen Körper.

Zufrieden lächelnd ließ der Doktor ihre Hand los und, ohne ein Wort zu sprechen, fuhr sie forschend, tastend und lieblosend zugleich über Arels Stirn und Wangen.

"Arel, Arel," rief sie, "ist es möglich — gibt es noch Wunder?"

"Die Liebe ist die ewige Wunderkraft auf Erden," sagte Frau Hansen, "sie besiegt den Tod und," flüsterte sie leise, "was noch mehr ist, sie besiegt den Haß und die Rache."

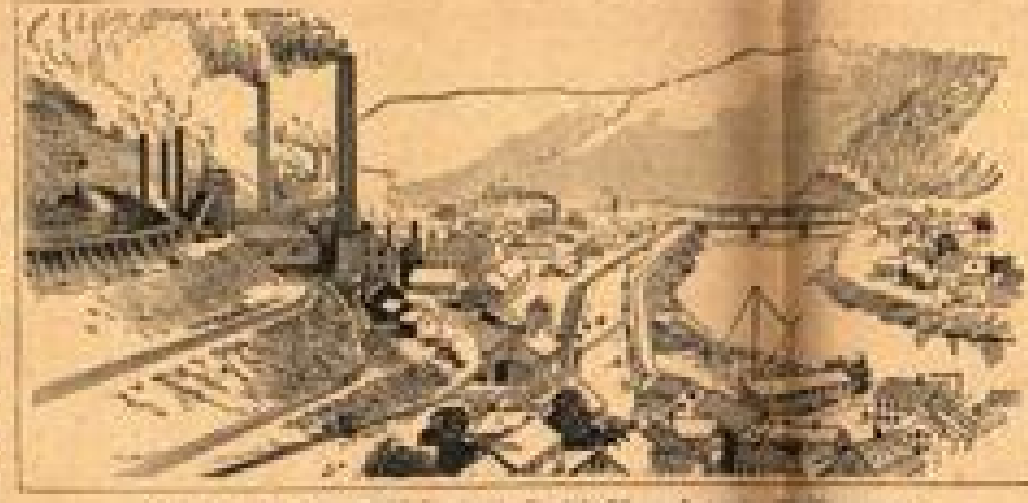
"Sieh uns an," sagte Friedrich, indem er Mathilde die Hand reichte, "sieh uns an, meine Agnes, auch an uns hat die Liebe Wunder gethan, auch uns hat sie zusammengeführt über so viel Kämpfe und Irrungen."

"Friedrich, Friedrich," rief Agnes, "Du und Arel und Mathilde! O mein Gott, dann ist ja alles gut, der Todesengel wendet sich — er schwebt umher mit seinem schwarzen Fittich — Licht, Licht wird es wieder, helles Licht — das Leben zieht ein in meine Brust — ich fühle, wie mein Herz dem Leben wieder entgegen schlägt!"

Leise trat der Doktor an das Fenster und zog die Vorhänge zurück.



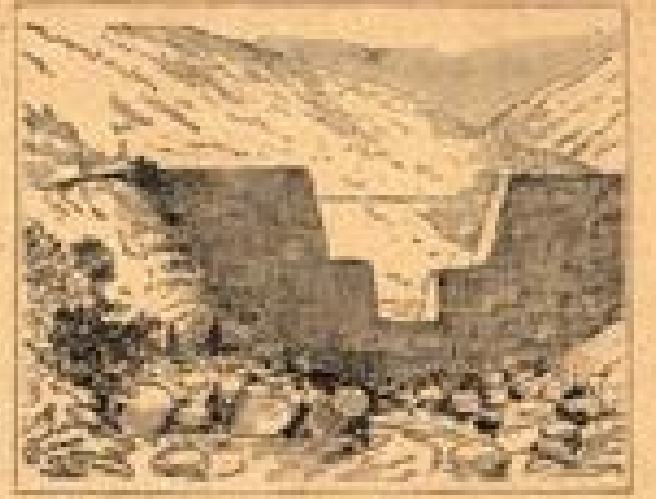
Zeichnung vor der Katastrophe.



Zeichnung, die Katastrophe nach der Zerstörung des Hauses.



Der letzte Zug von Perleberg.



Der Zusammenbruch.



Die Katastrophe in Pennsylvanien (Vordamerica). (S. 625.)

Die Katastrophe in Pennsylvanien (Vordamerica). (S. 625.)

Ein heller Sonnenstrahl fiel in das Zimmer und beleuchtete die Gruppe um das Bett der Kranken, welche mit glücklichem Lächeln bald den einen, bald den andern ansah.

Abermals öffnete sich die Thür. Der Baron von Blomstedt, von der Gräfin am Abend vorher durch eine Depesche herbeigerufen, trat ein.

Kängliche Sorge lag auf seinem Gesicht. Er hatte eine schlimme Wendung mit Agnes befürchtet, als er die Depesche der Gräfin erhielt, jetzt blieb er in starrem Erstaunen dem Anblick der Gruppe stehen, die er im blendenden Sonnenlicht vor sich sah.

„Ihre Tochter ist gerettet, Herr Baron,“ sagte der Arzt. „Jetzt bürge ich für ihre Genesung!“

Die Gräfin trat ihm entgegen und führte ihn, seine Hand ergreifend, näher heran.

„Gott hat verzehnt und versöhnt,“ sagte sie; „was bleibt uns noch zu thun?“

Friedrich trat, den Arm um Mathilde geschlungen, zu seinem Vater.

„Ich habe gethan, was ich thun mußte, wenn ich mir selbst tren bleiben wollte; ich verlange nichts, mein Vater, Deines Hauses Name und Besitz sei Dein, nur um eins bitte ich Dich: um Deinen Segen für mich und Mathilde — wir werden uns unsern Weg bahnen durch das Leben.“

„Friedrich,“ rief der Baron, „Du in dieser Uniform!“

„Ich habe sie verdient mit meinem Blut im Kampfe für die Befreiung meines Vaterlandes — der Lieutenant Blom darf dem Baron von Blomstedt frei ins Auge sehen.“

In tiefer Bewegung stand der Baron einen Augenblick schweigend da; dann sprach er mit feierlichem Ernst:

„Der König, dem mein Arm und meine Pflicht gehört, ist nicht mehr unser Herr, er hat seine Rechte abgetreten an Deutschland in gütigem Vertrage und Deutschland gehört fortan die Pflicht des deutschen Edelmannes; unser Recht ist gebrochen von unserem irre geleiteten Herrn, es steht künftig unter dem Schutze der starken Macht, die über unser Schicksal entschieden hat und in deren Händen es, so Gott will, bewahrt bleiben soll für alle Zeiten — die Vergangenheit ist versunken, eine neue Zeit beginnt. Ich habe mich abgewendet von den Rebellen gegen das Recht, das mir heilig war — der preussische Offizier hat den Platz gefunden, auf welchem mein Name ehrenvoll die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet.“

Er öffnete die Arme und drückte Friedrich an seine Brust; dann küßte er Mathildens Stirn und sagte:

„Alle Wünsche meines Herzens sind erfüllt; Gott segne euch, meine Kinder!“

Die Gräfin führte Frau Hansen zu ihm. „Sie hat das Leben Ihrer Tochter gerettet, mein Freund,“ sagte sie dann.

Der Baron blickte bittend zu der bleichen Frau auf, deren Gesicht von milder Freundlichkeit verklärt war.

„Der Hochmut und die Härte der Menschen,“ sagte er, „sind schwer geschlagen und gedemüthigt von Gottes Hand; sein war die Rache, er hat sie gnädig gewendet — sollen wir ihm nicht die Ehre geben?“

Frau Hansen reichte ihm die Hand und antwortete:

„Wer selbst ohne Schuld ist, mag Schuldige verdammen!“

Der Baron beugte sich auf ihre Hand nieder, die er ehrfurchtvoll küßte.

„Sie haben mir mein Kind wiedergegeben,“ sagte er, „und dies ist das einzige, was wir alle niemals vergessen wollen; alles übrige, was diese Zeiten uns gebracht, sei begraben.“

„Die Kinder,“ sagte Frau Hansen nur ihm verständlich, „haben den Fluch gelöst, noch einmal wiederhole ich Ihre Worte, Baron Blomstedt: Gott segne die Kinder!“

Sie deutete mit der Hand nach der Thür, und als der Baron sich dorthin wendete, sah er Bergen und Meta, welche kamen, um nach dem Freunde zu sehen.

Mit wenigen Worten erklärte Frau Hansen das Verhältnis der beiden jungen Leute und Friedrich stellte Bergen als seinen Freund und Waffenbruder vor.

„Sie erlauben mir,“ fragte der Baron zitternd, „Ihre Worte zu wiederholen?“

Und als Frau Hansen freundlich das Haupt neigte, eilte er den beiden entgegen, schüttelte Bergen die Hand und schloß die erschrockene Meta in seine Arme. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und legte dann seine beiden Hände segnend auf ihr Haupt, während Frau Hansen mit Thränen in den Augen zu ihm herüber sah.

Arel und Agnes hatten während dieser Zeit sich nur miteinander beschäftigt und leise flüsternd, mehr noch mit Blicken als mit Worten, von dem wiedererwachten Glück ihrer Liebe gesprochen.

Der Doktor hatte, seitwärts stehend, Agnes scharf beobachtet. Jetzt sagte er ihre Hand, prüfte ihren Puls und sagte:

„Genug für jetzt, meine Herrschaften! Wenn Gott weiter hilft, ist die Kranke gerettet; aber sie bedarf der Ruhe, sie bedarf des Schlummers, überlassen Sie sie mir, bald soll sie zu neuem Leben erwachen.“

Er trieb ungeduldig alle hinaus, nur die Gräfin blieb, den Schlaf zu überwachen, den des Doktors Hand der Kranken brachte.

Kassensturz.

(Bild S. 611.)

Der Jörgl und die Lisi sind Nachbarskinder; er ist des reichen Hinterhofbauern Sohn — der einzige — sie die Jüngste vom Schreinermeister, der nebenan wohnt in dem sauberen kleinen Häuschen. Alle Morgen wandern die Kinder zusammen den gleichen Weg zur Schule und wandern auch so wieder heim miteinander. Ist's schön Wetter, geht's mitten durch die Straße; es ist das ein prächtiges Gaudium, wenn der Staub vor den kleinen, nagelsteinen, vor sich hin schiebenden Schuhen aufsteigt, daß man sich kaum mehr sieht; noch schöner aber ist es, wenn's geregnet hat und der Jörgl in die Pfützen treten kann, daß es nur so aufspritzt, und die Lisi, samt den Gänzen und Hühnern ringsum, scherend entflieht vor dem kleinen Helden. Heute scheint zu seinem der beiden Lieblingsports Gelegenheit gewesen zu sein, denn die Toilette der zwei Unzertrennlichen befindet sich ausnahmsweise in tadellosem Zustande. Eben ist die Schule aus; man ist auf dem Nachhausewege und vor dem Laden des Krämermartin angelangt. Wie's da verlockend gleicht und blinkt hinter den ländlichen Schaufenstern: rotwangige Äpfel, Kirchen, frisch vom Baum, Gebäckes vom Konditor in der Stadt, holzgeschnittene Reiterkammern und Puppen mit Goldfäden an Laß und Rod, und Flachshaaren, die aussehen wie echt. Wer da auslesen dürfte und aufträumen nach Herzenslust!

„Du, Lisi!“
„Was?“
„Was meinst, wenn wir da von den Zuderherzen eins hätten; weißt, wie leghin an der Fahnenweih!“

„Och!“
„Du, Lisi?“
„Was?“

„Ich hab' noch Geld, von mei'm Ramenstaj, vom Vater und von der Ahne.“

„Ja?“
„Zehn Pfennig kost' eins — wart, laß mich 'mal zählen.“

„Zähl, Jörgl.“
Und der Jörgl hält Kassensturz. „Zwei Pfennig — noch einer macht drei — noch einer, vier — noch einer, fünf — hm — ich muß doch noch 'nen Nidel haben, ich weiß gewiß! — hm — der ist mir sicher wieder ins Futter hinunter — da — ich spür' ihn schon — da unten sitzt er —“

So weit führt uns August Hejns liebenswürdiges Genrebild und wollen wir, dem gutherzigen Jungen und seiner kleinen Freundin zu lieb, hoffen, daß der gründlich vorgenommene Kassensturz das erwünschte Resultat erbringe. Die Ahne zu Haus wird freilich wieder jagen: „Gebet nur dem Buben kein Geld in 'n Sack, er kann's nicht h'halten, und 's Schlegel ist 'ne böse G'wohheit; mit Zuderzeug fängt's an und wo's aufhört, weiß man nicht.“ — Aber die Großmutter hat auch immer so veraltete Ansichten — Oder?

Pariser Weltausstellung.

(Bilder S. 618 u. 619.)

Paris, den 15. Juni.

Die Franzosen haben es verstanden, die Welt für ihre Ausstellung zu interessieren und zu begeistern. Der Fremdenzufluß ist ein enormer; jeder Tag bringt tausende von Gästen aus fernem Ländern; für jeden, welcher Abstammung, Bildung, Lebensstellung er auch sei, bietet die Ausstellung eine Fülle des Interessanten, Lehrreichen. Erstaunlich, wie all diese an eine Wärmewelt gemahnenden Prachtbauten in so kurzer Zeit entstehen und in so künstlerischer Vollendung fertiggestellt werden konnten!

Mit der den Franzosen eigenen Hingabe an eine Idee wurde das Riesenvorwerk, das uns heut zu schauen vergönnt, begonnen. Im nicht wie im Jahre 1878 ein Defizit — damals belief sich dasselbe auf 21 Millionen — zu haben, ging man zuerst daran, einen Garantiefonds zu schaffen; die Finanzkommission nahm als Grundlage die Ausgaben der letzten Weltausstellung an und setzte eine Totalsumme von 43 Millionen fest. Die Ausstellung im Jahre 1878 hatte 53 Millionen gekostet, doch waren die Ausgaben für den Trocaderoopalast allein mit 13 Millionen Franken beziffert. Eine Mehrforderung von 3 Millionen war geboten, da die diesjährige Ausstellung eine um 2000 Quadratmeter größere Ausdehnung haben sollte. Im Laufe weniger Tage war die enorme Summe von 43 Millionen gezeichnet; der Staat votierte 17 Millionen, die Stadt Paris allein 8 Millionen, die Gesellschaft des Garantiefonds 18 Millionen; die großen Geschäfte wie L'ouvre und Von marcy hatten allein je 500,000 Franken gezeichnet, die Eisenbahngesellschaften und ersten Bankhäuser desgleichen.

Nun hier es ans Werk gehen. Direktor Berger verstand es, sich mit einem Generalstab tüchtiger Männer zu umgeben; seine Ingenieure fanden treffliche Förderung durch Lotroy, den ersten Kommissär der Ausstellung, der fortan kein anderes Streben kannte, als überall zu sein, jede Unebenheit zu aplanieren und für das Gedeihen des Ganzen einzutreten.

Wer heut diese Männer gemächlich beim Glase Wein im Maison doré sitzen sieht, ahnt wohl kaum, welche Unruhen und Aufregungen sie in den letzten fünf Jahren durchzumachen hatten. Wer aber auch wäre bescheiden genug, sie nicht um ihre Erfolge zu beneiden, um das erhebende Bewußtsein, durch ihre Schöpfungen zum Ruhm der Nation beigetragen zu haben!

Einem großen Teil der Ausstellungsbesucher wird in dem oft nerventöndenden Trudel, der das weite Marsfeld erfüllt, die eigentliche Grundidee, die jenen Männern vorgeschwebt hat, nicht klar. Man kommt, sieht, staunt, bewundert, ermüdet und dringt, in den seltensten Fällen Zeit, tiefer in den Geist einzudringen, der, einer Offenbarung gleich, in der Ausstellung zur Geltung kommt. Klar und anschaulich liegt hier die ganze Geschichte des Menschengeschlechts vor uns. Wir sehen die Urmenschen nackt, noch halb vertieft bei ihrer Arbeit, sehen, wie sie allmählich gekleidet werden, sich bethätigen, Gärten bauen, Geräte schaffen, diese, wie primitiver Art sie auch sind, in den

Dienst der Arbeit stellen, wie sie selbst durch die Arbeit besser, tüchtiger werden, ein menschenwürdiges Dasein führen, Familien gründen, den Wert eines eigenen Heims kennen lernen, dasselbe zu verschönern, sich selbst zu veredeln suchen. Die „Geschichte der Arbeit und der menschlichen Wohnungen“ ist das Werk Ch. Garniers, des Erbauers der Großen Oper. Er hat es mit keiner Aufgabe ernst genommen und Gelehrte, Historiker zu Rate gezogen, dann alle diejenigen, die nach historischen Thatfachen eine komplette Illusion zu schaffen vermögen. In den fünfzig Typen der menschlichen Wohnung spiegelt sich eine ganze Welt der Ereignisse ab; jeder Bau ist mit der ihn umgebenden Tier- und Pflanzenwelt, den inneren Einrichtungen und der den Bewohnern eigenen Charakteristik, die nach dem, wie sie uns in ihrer Thätigkeit vorgeführt werden, einleuchtet, des Studiums wert. Aber wie oberflächlich wird das Ganze zumeist betrachtet! Wollen ja viele die ganze Ausstellung in einem Tag gehen haben! Und doch kann man, ohne gerade pedantisch genau zu sein, vierzehn Tage gebrauchen, ohne auch nur von jeder Abtheilung das Wissenswerthe zu kennen.

Die drei großen Gruppen der Ausstellung: der Ackerbau, die Industrie, die schönen Künste, sind durchweg mit Bedacht auf die Entwicklung des Menschengeschlechts inscenirt. Nach Leplay hat der Naturmensch dreierlei Instinkte; die er zu befriedigen sucht: er will essen, sich kleiden, wohnen; erst später, in der Periode der Zivilisation strebt er dem Idealen zu. Während die Gruppen Agrikultur und Industrie den eigentlichen drei Bedürfnissen des Menschen gerecht werden, verunsichert uns die Ausstellung der schönen Künste sein Streben nach dem Idealen, der Gottähnlichkeit. — Hier haben sich die ersten Künstler der zivilisirten Welt ein Rendezvous gegeben, ihr Bestes eingekauft, um Zeugnis ihres Könnens abzulegen.

Wer wollte wohl angeht dieser Meisterwerke und im Hinblick auf die uns in den fünfzig Bauten anschaulich vorgeführte „Geschichte der Arbeit“ leugnen, daß die Menschheit, wie oft sie auch in ihrem Streben nach dem Idealen gehemmt worden, unentwegt fortstreitet, jenen lichten Höhen zu, die, von der Sonne der Aufklärung erleuchtet und erwärmt, das Ziel jedes echten Weltbürgers sind.

Jedes echten Weltbürgers! Wider Willen ist mir das Wort entschlippt, aber ich halte es fest, denn wenn irgendwo, so hört hier angeht dessen, was die großen Kulturvölker geleistet, der enge Begriff des Rationalen auf. Hier ist die beste Gelegenheit, Weltbürger in der edelsten Bedeutung des Wortes zu werden.

Wer wird wohl bei diesem Wettturnier des Handels, der Industrie, der schönen Künste, an dem Millionen strebender Menschen teilgenommen, die ersten Preise davontragen? Die Jury hat noch nicht das letzte Wort gesprochen, das Publikum ist nicht kompetent. Es will auch nicht urtheilen, sondern in echt französischer Art harmlos genießen. All die Tausende, die da in den Hallen und Gärten promeniren, unter den lustigen Felten und Beranden Platz genommen oder sich in den hübsch gebauten Korbwagen oder durch kleine weiße Gele fortbewegen lassen, haben wenig Interesse daran, wenn ein Preis zuerkannt wird. Man schlendert dahin, dorthin, fährt mit der Aufstiegsmaschine hinauf, um sich Paris vom Eiffelturm herab anzusehen und sich so recht auf der Höhe der Situation zu fühlen, oder man macht eine Tour mit der allerliebsten Bahn, die uns in wenigen Minuten nach dem Invalidenpark führt, in jene orientalische Wunderwelt, die ein Magnet der Ausstellung geworden.

Abends strömt dann wieder alles der Hauptpromenade vor dem Dôme central zu. Da beginnt dann das eigentliche Ausstellungsleben, das auf Fremde wie Einheimische keinen beschränkenden Reiz übt, obgleich die Ausstellungshallen geschlossen sind. Mit Sonnenuntergang erstrahlen am Trocadero, am Dôme central, am Eiffelturm hunderttausende von Flammen und Glänzen; die Fontainen werden elektrisch beleuchtet, die zum Trocadero hinauf führenden Treppen von Lichtreihen umflammt, dazwischen plätschern die Wasser, sprühen die in allen Regenbogenfarben erglühenden Springbrunnen, von der Spitze des Eiffelturms leuchten elektrische Sonnen — sämmtlich, eine märchenhaft schöne Illumination, ein Meer des Lichts, das Mond und Sterne verdrängt. Jetzt den Eiffelturm zu besteigen, von oben herab den Blick über ganz Paris, das Marsfeld bis hin zu den fernen Höhen der Champagne streifen zu lassen, ist ein Genuß eigener Art, den ich, als längst die Aufstiegsmaschine für das Publikum nicht mehr funktionierte, dem Mann verbanke, der die 300 Meter hohe Kellame erbaut und durchgeführt.

Eiffel ist allabendlich der letzte, der hinauffährt; er will da ganz allein sein Werk genießen, sich seines Erfolges freuen. Nur ab und zu ist es einigen seiner Freunde vergönnt, die Fahrt mit ihm zu machen.

„Sie wundern sich,“ sagte er mir, sich an meinem Erlaunen weidend, als wir durch das Eisenrasterwerk hindurch der Höhe zufuhren, „wie das möglich geworden? In unserer Zeit der Riesenwerke, Riesenbudgets mußte es auch einen Riesturm geben. Wir haben, um eine feste Basis zu schaffen, 7 Millionen Kilogramm Eisen verarbeitet. Es fiel mir nie ein, eine Kellame für mich mit dem Turm zu verbinden; ich wollte ihn ursprünglich „Victoire du travail“ (Sieg der Arbeit) nennen, denn er ist ein Monument des arbeitenden Frankreichs, seines Gewerbestandes, seines emporstrebenden Volkswohlfühns!“ — Wir waren auf der obersten Plattform angelangt. Einer der Intimen Eiffels wagte, in mir die Deutche erkennend, die Bemerkung: „Sie sehen, die 5000 Millionen, die wir an Monsieur Bisouard zu zahlen hatten, haben uns nicht erschöpft!“ — „Im Gegentheil,“ fiel Eiffel ein, „sie haben den Spartrieb und die Schaffenskraft unseres Volkes erhöht. Ich weiß aus ganz zuverlässiger Quelle, daß das öffentliche Vermögen in den letzten neunzehn Jahren um Milliarden gestiegen ist!“

Um unseren Lesern einige der großartigsten Bauten der Ausstellung zu veranschaulichen, beginnen wir mit der Abbildung des algerischen Pavillons, eines Prachtbaus, der seit Monaten ein andächtig raumendes Publikum um sich versammelt. Den Architekten Balle und Marquette, die beide jahrelang in Afrika gelebt und die arabische Baukunst studirt haben, ist es gelungen, hier einen Bau von ganz eigenem Reiz und bewundernswerter Originalität aufzuführen, der sich vortrefflich von jenen offiziellen Kasernenbauten unterscheidet, deren finstere

Mauern von Ohnmacht, Langeweile und Pedanterie erzählen. Das algerische Palais ist am Eingang zur Invalidenplanade erbaut, ringsum von afrikanischer Vegetation umgeben, deren saftiges Grün sich vorteilhaft von dem lichten Gemäuer abhebt. Nahe dem Haupteingang befinden sich unter einer von Kuppeln übertragten Säulenhalle die Bazare, in denen sich ein echt afrikanisches Leben entwickelt. Die Eingeborenen, in phantastisch schöne Nationalkostüme gekleidet, sind hier bei der Arbeit; die einen nähen Schuhe, Kleider, andere fertigen aus Tonerde und Gips allerhand Gefäße, wieder andere scharfe Klingens, Schmuckstücke, Confituren, Bäckereien. Man laßt uns ein türkisches Kaffee zu trinken, der, obgleich der Kaffeebohne in der Tasse ist, trefflich mundet. Stundenlang sieht man die Fremden in diesen Bazaren verweilen, den geschickten Arbeitern zusehen, ihnen munter, märchenhaften Erzählungen lauschen. Doch treten wir in das Gebäude selbst ein! Links eine Galerie, in der verschleierte Frauen verweilen; sie bedeuten uns in reinstem Französisch, daß wir durch jene mit kostbaren Porzellan verhängte Thür in den Ehrensaal gelangen. Dies ist ein mit orientalischer Pracht ausgeschmückter Salon, von dem aus drei Säulenhallen, welche die Ausstellungen der Städte Algier, Oran und Constantine bergen, ins Freie führen. Die nach der Seine zu gerichtete Fassade ist von Minarets überragt, welche als getreue Abbildung der Jamia de Sidi-Abd-er-Rhaman gelten. Vom Gipfel des Turms aus ruft der Muselman die Gläubigen zum Gebet, von hier aus wird die Fahne aufgeschickt, die den Anfang des Ramadan verkündet. Zur Rechten des Ehrensaales befindet sich eine Arkadenhalle, deren Decke eine Nachahmung derjenigen der Moschee de la Fächerie ist; über den Arkaden eine goldschimmernde Kuppel, innen mit kostbaren Stoff- und Malerarbeiten geziert. Unwillkürlich legt man sich die Frage vor: Sollen derartige Ausstellungen überdauern? Sie werden uns noch nach Jahrzehnten das interessante Bild vor die Seele führen, das wir jetzt, da die braunen Männer im Marsfelde heimisch, zu schauen Gelegenheit haben, ein Bild voll echt orientalischen Zaubers, das uns der herrliche Künstler in unserer Illustration veranschaulicht. Wir leben da in ihren phantastischen Nationaltrachten Bewohner von Algier, Tunis, Anam, Tonking, dem Senegal, Neucaledonien, Cochinchina, die unter ihren Souks (gewölbte Hallen, grün und rot, in der Farbe des Propheten bemalt) ihre Waren feil bieten, ihre weißen Gel vorführen oder, wenn sie nichts Besseres zu thun wissen, sich platt mit unterschlagenen Füßen auf die Erde setzen und Gebete murmeln. Die Kinder werden von den Frauen oft jämmerlich geschlagen, laufen halbnaht herum, schneiden den Fremden Geiseln, zeigen sich aber, sobald man sie durch irgend eine der in Unzahl feilgebotenen Pedereien zu gewinnen weiß, gar bald sehr zutraulich. Die Orientalinnen dagegen sind schon, unzugänglich; sie hören es aber gern, daß man ihre Tracht, ihren Samuk schön findet; in den Souks, wo die Männer flott verkaufen, sind sie indolent. Einen Schritt noch, und wir stehen in der Kairostraße und sind mitten hineinversetzt in das bunte Treiben des Orients. Nichts fehlt hier: Cafe, Gießstation, Schule, Mohler, Parfümverfäuler, Sattler, Sticker, Schneider, Schlosser, sie alle sind vertreten und geflattet, das Leben der Bewohner Ägyptens mitzuleben und das Kleingewerbe, welches unter ihrem heimischen Himmel auf offener Straße betrieben wird, bei seinen täglichen Verrichtungen zu sehen. Am Ende der Kairostraße sehen wir ein Dorf aus dem Kongogebiet, ein Restaurant creole, eine senegalische Niederlassung. Die Hütten sind klein, primitiv und bilden einen frappanten Gegenjah zu jenen Prachtbauten, welche die Kolonien in blendender Farbenpracht und phantastischem Stil aufgeführt haben.

Ida Barber.

Jagd auf Orizantilopen.

(Bild S. 626.)

Das Jagen in Afrika bietet im Vergleich zur heimischen Jagd bedeutend mehr Aufregung, schon wegen der großen Zahl des Wildes.

Das Wild selbst ist größer und buntfarbig und sieht wohlthuend von der Landschaft ab. Ein prächtiges Jagdtier ist die Orizantilope, von den Boers merkwürdigerweise „Gemsbok“ geheißen. Derselbe hat die Größe eines sehr starken Hirsches, ist kuhähnlich und für eine Antilope plump, wetteifert aber trotzdem im Rennen mit den besten Pferden. Die Hörner werden, wie bei allen Antilopenarten, von beiden Geschlechtern getragen. Die Farbe der in kleinen Herden lebenden Tiere ist ein mattes Hellbraun, vom Hinterkopf geht ein schwarzer Streifen, der auf dem Hals die Form einer kleinen Mähne annimmt, bis zum Schwanz; auf dem Hinterleib ist ein großer dunkelbrauner Fleck, Hals und Beine vom Schenkel bis zum Knie sind ebenfalls dunkelbraun, der Kopf ist schwarz und weiß gezeichnet, Schwanz und Wamme sind schwarz, die Beine weiß.

Die Eingeborenen jagen sie, indem sie eine Herde umringen und dann das Wild mit Affagaien bewerfen; diese kleinen Wurfspeie thun nicht viel Schaden, und so kommt es dann, daß ein Stier (denn solche werden bloß erlegt), ehe er zum Stehen gebracht wird, aussieht wie ein großes Stachelschwein. Nach dem eigentlichen Treiben flüchten die Jäger auf die weidwunden Tiere ein und erschicken diese mit den großen Affagaien. Sobald das vorüber, wird das Wild in Stücke zerhackt und zerhackt; jeder nimmt sein Teil und die Jagdpartie schleppt es nach Haus; das Fell wird selten verwendet.

Für Europäer, die häufig Südafrika besuchen, um zu jagen, ist dieses Vergnügen sehr kostspielig; es gehören zu einer solchen Expedition Pferde, ungefähr zwölf bis sechzehn Ochsen, ein Ochsenwagen, eingeborene Fuhrleute, Führer und Treiber und ein Koch. Natürlich auch Proviant und eine Masse Geschenke, welche letztere einem die Negerkönige, auf deren Gebiet man jagt, mit kleiner Hartnäckigkeit und Unverschämtheit abbeteln. Es kommt da häufig vor, daß wenn man einer solchen schwarzen Majestät Glasperlen, Messingdraht, Messer, Zahntücher und englische Militärreife als Geschenk bereits angeboten, dieselbe das ruhig entgegennimmt und dann findet, sie hätte auch noch dieses Gewehr, dieses Pferd oder dieses Paar Ochsen nötig.

Das Glück im Frack.

Humoreske

von

Kurt v. Besau.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war ein lustiges Herren-Diner, das Graf Koch einem seiner Freunde zu Ehren veranstaltet hatte. Man war ziemlich lange beim Dessert sitzen geblieben, und nachdem man sich zuvor in Toasten auf die gesamte Verwandtschaft und Freundschaft, sowie auf das, „was wir lieben“, erschöpft, — ward von dem und jenem geplaudert, bis der Hausherr auf die Meldung des Kammerdieners, daß der Kaffee serviert sei, die Tafel aufhob und seine Gäste in das Rauchzimmer führte. Der Champagner hatte seine Wirkung gethan und bei den Herren jene heitere, angeregte Stimmung erzeugt, die die Würze jedes Mahles bildet. Nachdem sich ein jeder die ihm passende Cigarre gewählt und angebrannt, machte man sich's recht behaglich in den weichen Hauteuils und setzte sich im Kreise um den Marmorkamin, in dem die lodernen Scheiter prasselten. Graf Koch trat einen Augenblick zum Fenster und sah auf die Straße hinaus, in der es von dichten Schneeflocken wirbelte, welche die gegenüberliegenden Dächer und das Pflaster schon mit einer weißen Decke überzogen hatten.

„Nun, was haben Deine Wetterbeobachtungen ergeben?“ rief ihm einer seiner Freunde zu. „Sänee bei niedrigem Barometerstand und fünf Grad Kälte.“

„Ei, da fühlt man sich ja hier beim Kamin noch einmal so wohl! Komm, setz Dich zu uns her und mach Dir's bequem.“

Als sich der Graf bei seinen Gästen niedergelassen, klopfte ihm der zunächst sitzende Freund vertraulich auf die Schulter, und ihn mit einem Blicke musternd, sagte er: „Dein Frack hat heute wieder einmal ein Douchebad von Champagner genommen; sieh doch, der Ärmel ist da oben ganz begoßen.“

„Das geht meinen Kammerdiener an; bringt er die Flecken nicht heraus, desto schlimmer für ihn, denn das Kleidungsstück fällt später doch ihm zu.“

„Der wird es sicher nicht lange behalten, wenn es nicht tabellos ist,“ bemerkte Baron N.; „ich sah ihn neulich auf der Straße; er kleidet sich ja eleganter als wir!“

„Hast ganz recht,“ nälte der kleine D., ein vollendeter Sportsmann; „müßte doch wissen, was so ein von uns abgelegter Frack eigentlich für ein Ende nimmt!“

„Sieh Dir doch die Menschen an,“ bemerkte der Hausherr, „die mit Bittgesuchen um Unterstützungen bei uns antichambrieren; ersiehnen die meisten von ihnen nicht im abgetragenen Frack? Solange er nur bei Lampenlicht oder Kerzenschein in geschlossenen Räumen angezogen wird, ist der Frack fast stets ein Luxuskleid; erst wenn wir unter Tags ihm in den Straßen begegnen, wird er zum Berufs-kleide, oder deckt er die Blößen der Armut.“

„Ich möchte mich aber gern einmal selbst überzeugen, wer so einen Frack zuletzt trägt,“ meinte der kleine D.

„Deine Neugierde, dünkte ich mir, wäre nicht allzu schwer zu befriedigen. Machen wir doch den Versuch mit dem meinigen, der soeben die Champagneraufnahme erhalten. Wir müssen es freilich dem Zufall anheimstellen. Lassen wir in das Futter einen Zettel einnähen, worin dem Vorweiser derselben eine Belohnung oder allenfalls eine Unterstützung zugesagt wird. Vielleicht trifft es gerade einen wirklich bedürftigen Menschen, und dann verbinden wir mit der Befriedigung unserer Neugierde noch ein gutes Werk.“

„Fürwahr, eine prächtige Idee! dazu will ich gerne beitragen,“ rief der kleine D., und die anderen Herren stimmten im Chor bei.

„Gut denn, abgemacht!“ bemerkte Graf Koch; „jeder von euch gibt wenigstens hundert Gulden — macht zusammen tausend — und verpflichtet sich obendrein, dem armen Teufel, den es treffen sollte, zu einer Stellung zu verhelfen, mit einem Wort, sein Glück zu begründen.“

Nun beriet die Gesellschaft über den Entwurf des Zetteltextes und als man darüber einig geworden, fuhr der Hausherr mit zwei von seinen Gästen sofort zu einem in einer entlegenen Vorstadt wohnenden Flickschneider, wo die Kavalier mit dem größten Ernst der Operation der Trennung des Futters und der Einnähung des zusammengefalteten Papierstreifens beiwohnten. Nachdem sie das erstaunte Schneiderlein königlich belohnt, führen sie, über die köstliche Idee höchlichst befriedigt, in die Oper und in den Klub. Der im Frackfutter versteckte Zettel aber enthielt die Worte:

„Wer mich findet in Fracks Schoß.
Sei seine Not auch noch so groß.
Der bring mich zum Großen Koch zurück; —
Im Fracke steckt ein Lebensglück!“

Der erste Besizer des Fracks nach dem Grafen war dessen Kammerdiener Louis. Er trug das ihm geschenkte Kleidungsstück selbstverständlich nur außer Dienst. Da er in diesem Falle aber keine Dinere oder Routs mehr machte, so erschien der Frack nur noch bei öffentlichen

Tanzunterhaltungen und Maskenbällen. So mancher weibliche Domino, der sich von dem eleganten Schnitt des Fracks, sowie von der vornehmen Art, ihn zu tragen, die Louis seinem Herrn abgezuckt, blenden ließ, legte den weichen Arm mit derselben Vertraulichkeit in jenen des Kammerdieners, mit der er sich kurz zuvor auf den Arm des Grafen gestützt.

„Kennst Du den Grafen Koch, der mich soeben verlassen?“ flüsterte die Maske dem stolz einherschreitenden Louis ins Ohr, nachdem der Graf aus dem Saale verschwunden war.

„O gewiß, sehr genau; wir sehen uns täglich und sind die besten Freunde!“

„Warum habt ihr euch denn nicht begrüßt? Warum hast Du ihn nicht angesprochen?“

„Ne nun, Du begreifst, man ist seinen Freunden, wenn man sie am Arme einer Maske sieht, eine gewisse Diskretion schuldig. Ich bin überzeugt, daß mich auch der Koch nicht grüßte und anspräche, wenn er mir jetzt mit Dir begegnete.“

„Hast' ich mir's doch gleich gedacht,“ bemerkte der Domino, „daß Du zu dieser Gesellschaft gehörst; Dein ganzes Aussehen, Dein Savoir vivre, der Chic, mit dem Du Dich kleidest.“

„Wir lassen bei demselben Schneider arbeiten,“ fiel ihr Louis, sich in die Brust werfend, ins Wort.

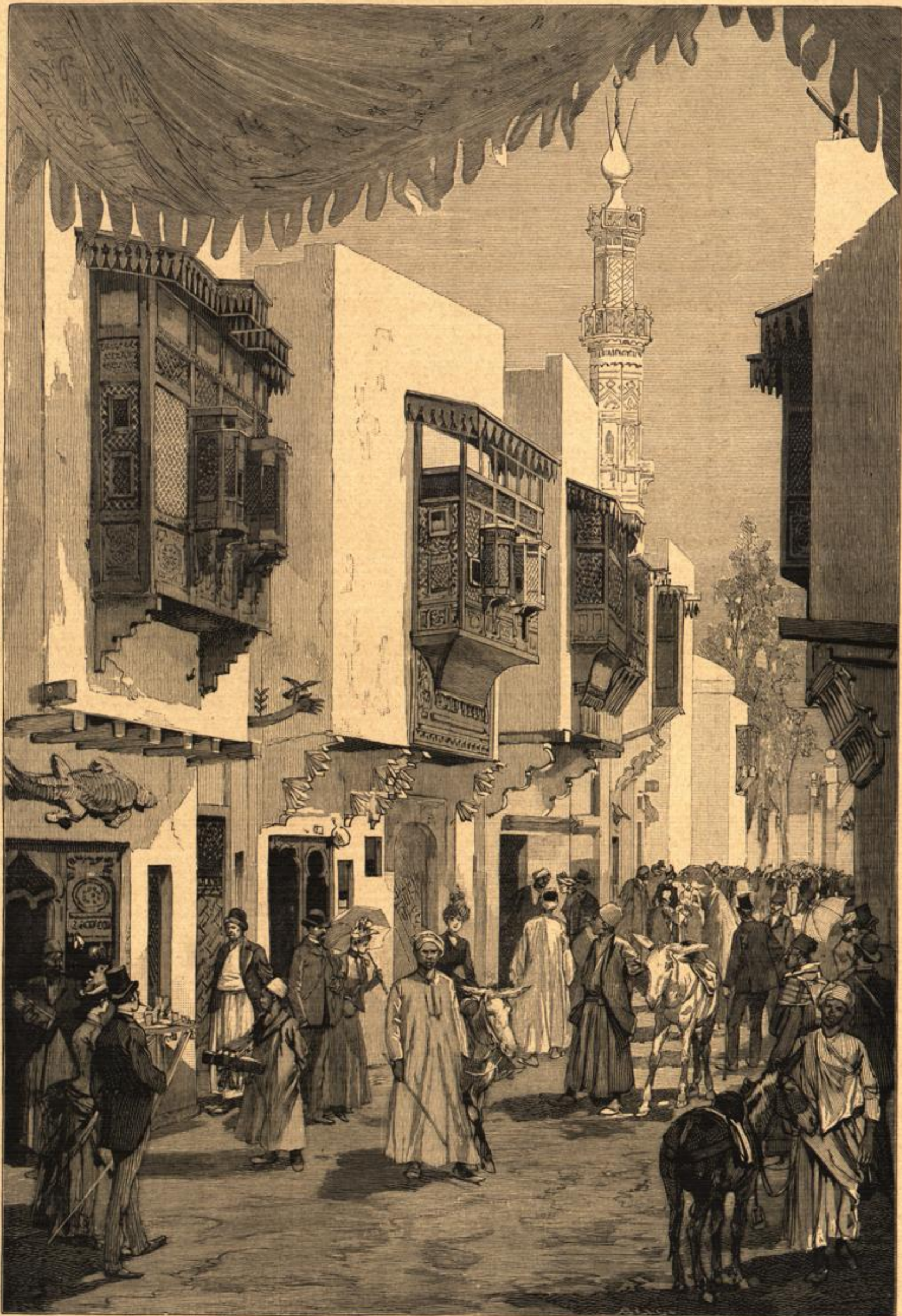
„So erzähle mir doch etwas von dem Grafen; er ist wirklich ein ganz charmanter Mensch!“

„So, findest Du? Ja, er ist ein guter Kerl, mit dem sich's leben läßt. Ich bin in alle seine kleinen Abenteuer eingeweiht; wenn es Dich interessiert, etwas davon zu hören, so setz Dich mit mir in jene Ecke des Saales, wo wir gemütlich plaudern können.“ Damit führte Herr Louis seine Dame an einen Platz, der den Blicken der im Saale und in den Nebenlokalitäten promenierenden Kavalier etwas entrückt war; denn er fürchtete, daß es einem der letzteren, die ihn ja fast alle von Koch aus kannten, doch einfallen könnte, ihn in despektirlicher Weise anzureden und sein Inognito zu lüften. Während er nun neben der schönen Maske saß, ließ er im Hinblick auf „seinen Freund“, den Grafen Koch, alle Diskretion außer acht und erzählte ihr die intimsten Geheimnisse, in deren Kenntnis er im Dienste seines Herrn gelangt war, was den Domino nicht wenig amüsierte und selbstverständlich reichlichen Stoff bot, den Grafen auf dem nächsten Maskenball derart zu intriguiren, daß dieser sich vor Erstaunen kaum fassen konnte, woher sie dies und jenes wissen könne und für die allwissende kleine Person ein gewisses Interesse faßte. Als Louis, der sich nicht wenig darauf zu gute that, wie köstlich er seine Dame unterhalten, den Stoff seiner Erzählungen erschöpft hatte, geriet die Konversation einigermaßen ins Stocken und in einer dieser Kunstpausen erinnerte sich der schöne Domino, daß er Hunger verspüre, was Herrn Louis ein Wink sein sollte, die Maske zum Souper einzuladen. Der Kammerdiener verstand diesen Wink wohl; doch war er nicht gesonnen, der von ihm gespielten Rolle die Kosten für ein teures Mahl zu opfern. Er gestand daher seiner Dame, daß er zu Hause aus dem reichen Kellervorrat, der ihm zu Gebote stehe, so viel alten Bordeaux und französischen Champagner trinke, daß er außer Hause prinzipiell nur dem Biere zuspreche; wenn sie ihm dabei und bei etwas kalter Küche Gesellschaft leisten wolle, sei sie freunlichst eingeladen. Der Domino hatte für diesen Abend zwar von höheren Genüssen geträumt, aber die Laune eines so feinen Kavaliers konnte man sich ja schließlich gefallen lassen. Herr Louis hatte einen guten Zug, dabei aber die fatale Eigenschaft, daß er nicht viel vertragen konnte. Je mehr er dem Gerstenast zusprach, desto mehr trat bei ihm trotz der duffenden Havanna des Grafen, die er rauchte, der angelebte Kavalier in den Hintergrund und der angebotene Kammerdiener in den Vordergrund. Wie lange unter diesen Umständen die Illusion der schönen Maske gedauert, ist schwer zu sagen, denn dies hängt von dem größeren oder geringeren Grade ihrer Menschenkenntnis und ihrer eigenen Nüchternheit ab; so viel aber ist gewiß, daß sie am Ende des Soupers über die vermeintliche Vernehmtheit des Herrn Louis vollständig im klaren war.

Die Herren Kammerdiener und Oberkellner huldigen mehr als andere Sterbliche dem Grundfabe: Kleider machen Leute. Als daher der bewußte Frack mit der Zeit einige — allerdings nur dem Kenner wahrnehmbare Schäden aufwies, fand ihn Louis nicht mehr nobel genug und verhandelte ihn nebst einigen anderen abgetragenen Kleidungsstücken an eines jener Geschäfte, die ihr Warenlager unter dem prunkhaften Titel: „Von Herrschaften und Kavalieren ausgemusterte Herrenkleider“ ankündigen. Jakob Grünberger, der glückliche Ersterher des Fracks, besaß aber neben seinem Verkaufsgeschäfte auch noch eine recht einträgliche Kleiderverleihsanstalt. Diese letztere enthielt eine reiche Sammlung von Bratenröden, die manchen Festschmaus und manche Tanzunterhaltung bei Volkfesten mitgemacht hatten; daneben hingen Traueranzüge, die ein sehr geluchter Artikel waren, dann ländliche Trachten für Bauernbälle und endlich eine Reihe von Frackanzügen in allen Qualitäten und Größen. Alle diese Kleidungsstücke



Pariser Weltausstellung 1889: Algerischer Pavillon. (S. 616.)



waren wie die Bücher einer Leihbibliothek numerirt. Hätten sie ihre Erlebnisse erzählen können, so wäre mancher interessante Band davon voll geworden, der eine Fierde der Leihbibliothek gewesen wäre. Und wie die Leihbibliotheksbücher manche verblaßte Erinnerung an den Kaffee- oder Rotweingenuß ihrer lieben Leser, manches Brot- oder Kuchenkrümchen, Tabakdunst und Patchouli-geruch in ihrem abgegriffenen Innern in sich schließen, so hatte auch mancher dieser Frackärmel von den Tafelfreunden seines jeweiligen Trägers mitgenommen, war im qualmerfüllten Raum mit ihm geräuchert worden und die Nermessfütter wiesen deutlich genug die Spuren vieler durchtanzten Ballnächte auf.

Der Frack des Kammerdieners Louis war unter seinesgleichen noch einer der wohlgehaltensten. Mit der verhängnisvollen Nummer dreizehn versehen, wurde er in die Abtheilung der Leihfräcke eingereiht. Bald darauf erschien im Magazin des Herrn Grünberger ein Student, der sich zu dem am nächsten Tag abzulegenden Staatsexamen einen Frack auszuleihen wünschte. Daß ein Examen nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, wird mir jeder zugeben, der ein solches durchgemacht. Ja ich möchte geradezu das Gegentheil behaupten, und wenn man dafür noch Prüfungstaxen bezahlen und sich andere Auslagen machen soll, so thut man dies kaum weniger ungern, als man fürs Zahnziehen ein ärztliches Honorar zahlt. Um so bestrebender mußte es erscheinen, daß unser Studiosus, der sich von der ungezählten Schar seiner Namensvettern „Müller“ durch den vollständigen Taufnamen „Gangolph“ auszeichnete, mit lächelnder Miene die ziemlich hohe Leihgebühr für Nummer dreizehn erlegte. Das einzige, was ihn unangenehm berührte, war die fatale Nummer; er war zwar nicht abergläubisch, aber dreizehn gilt einmal für eine Unglückszahl. Und gerade Gangolph Müller hatte doppeltes Glück nötig; denn bei ihm bezog sich das „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ nicht allein auf den Ausgang des Examen, sondern auch auf den einer ersten Liebschaft. Nur wenn er das Examen glücklich bestünde, das ihm Aussicht auf eine gesicherte Stellung eröffnete, sollte er auch des Glückes teilhaftig werden, seine angebetete Sophie heimzuführen. Zu ihr eilte er denn auch, sobald er den entlehnten Frack angelegt, um sich ihr in seinem Prüfungsleide zu zeigen, wobei er selbstverständlich über die Provenienz desselben wie über die Nummer dreizehn das strengste Stillschweigen beobachtete. Sie fand ihn reizend und meinte, so müßten ihn die Professoren „durchkommen lassen“, auch wenn er bei der oder jener Frage nicht so ganz entspräche. Er war nun in seinem Innern allerdings nicht dieser Ansicht, hütete sich aber, ihr die gute Zuversicht zu benehmen. Und so ergingen sie sich denn in Zukunftsplänen und bauten die herrlichsten Luftschlösser, worüber viel kostbare Zeit verging, die der Herr Studiosus weit vorteilhafter zur summarischen Wiederholung des Prüfungsstoffes hätte verwerten können; denn satteftest war er nicht, dazu war er zu leichtsinnig und hatte er zu viel Liebe gesäuert, und das verträgt sich, wie man sagt, nicht gut mit erstem Studium. Als er in der Nacht vor seinen Büchern saß, um noch so viel Weisheit als möglich in sich aufzunehmen, da überrieselte ihn denn auch ein leiser Schauer, und je schärfer ihm die strengen Gesichter der Examinatoren vor die Seele traten, desto mehr verblaßten die schönen Hoffnungen von Verlobungsglück und Hochzeitstagen. Einen Augenblick wollte er ausruhen und lehnte sich in den Stuhl zurück; unwillkürlich schloß er die Augen und alsbald sah er im Traume zwölf schwarzbefrachte Herren vor sich sitzen, er war der dreizehnte; sie richteten aus allen Prüfungsfächern die verworrensten Fragen an ihn, — auf keine wußte er eine Antwort. Stumm zogen sie sich zur Beratung zurück; dann erschien an ihrer Statt Sophie, so schön, wie er sie nie vorher gesehen, und als er ihre Hand fassen wollte, entzog sie ihm dieselbe und sprach mit einer Kälte, die ihm tief ins Herz schnitt, nur das eine furchtbare Wort: Reprobirt! — worauf sie verschwand. Als er erwachte, schimmerte das erste Morgenrauschen durchs Fenster; nun las und studierte er weiter mit fliegender Hast, mit ungewohntem Eifer, und als es Zeit war, sich in den Frackanzug zu werfen und zur Universität zu gehen, hatte er das Gefühl, als wisse er von den Prüfungsgegenständen so viel wie gar nichts. Das Gefühl hatte ihn auch nicht getäuscht; er hatte blutwenig studirt und in den letzten Tagen war der umfangreiche Stoff nicht zu bewältigen gewesen. Der Frack machte aber — ganz gegen die Annahme Fräulein Sophiens — auf die Examinatoren gar keinen Eindruck, und da der, welcher darin kalten Angstschweiß schwitzte, ihnen die meisten Antworten schuldig blieb, so entsprach das Prüfungsergebnis vollständig dem bösen Traume, das heißt, der Herr Kandidat wurde auf ein Jahr geworfen. Die geschäftige Mama hatte diese für Gangolph Müller so betäubende Nachricht bald zu Ehren von Sophiens Eltern gebracht, und ehe einige Stunden vergingen, hielt der Student einen Brief von ihrem Vater in den Händen, der ungefähr so viel besagte, als *lasciate ogni speranza*, und ihn zunächst für ein volles Jahr aus der Nähe seiner Angebeteten bannte. Abends in der Dämmerung, da er annehmen konnte, daß ihn niemand auf der Straße erkennen würde, schlich sich der Schwergedrückte gesenkten Hauptes zu Jakob Grünberger, um den Frack zurückzustellen.

„Sie bringen Nummer dreizehn, mein Herr; nun, sind Sie zufriedengestellt?“

Der Student schwieg, war aber nun fest überzeugt, daß ihm die Dreizehn Unglück gebracht. Als er das Magazin verließ, rief ihm noch Grünberger nach:

„Ein andermal, wenn ich bitten darf!“

Aus den Augen, aus dem Sinn! Als der Studiosus nach seinem mißglückten Examen die Stadt verließ, um fern bei den Fleischtöpfen des Vaterhauses über seinen Liebeskummer nachzudenken und sich von seinen Prüfungsqualen zu erholen, ließ Sophie zwar durch einige Wochen traurig ihr reizendes Blondköpfchen hängen; je mehr Zeit aber darüber hinging und je seltener die ihr heimlich vermittelten Liebesbriefe Gangolph Müllers wurden, desto tröstete sie sich über die vereitelten Hoffnungen; denn sie war im Grunde eine praktische Person, der es vor allem darum zu thun gewesen — wie man in ihrer schlichten Gesellschaftssphäre zu sagen pflegt — recht bald „eine Frau zu spielen“. Ob die Frau Gangolph Müller? — Je nun, er war ein schmucker Junge und hatte, wenn das Examen glückte, eine hübsche Zukunft vor sich. Er wäre Beamter, Richter, Advokat oder so etwas dergleichen geworden; eine soziale Stellung, die ihr gar nicht unlieb gewesen wäre. Aber das Wenn war es eben, was ihr jetzt gewisse Bedenken erregte. Im ersten Augenblick ging ihre treue Liebe wirklich so weit, daß sie daran dachte, noch ein Jahr auszuharren; wenn er aber auch zum zweitenmale bei der Prüfung durchfiel? —

Ihr Vertrauen in seine geistigen Fähigkeiten war nun einmal erschüttert und an den persönlichen bestehenden Eindruck, den er im Prüfungsfrack auf die Examinatoren machen würde, glaubte sie vollends nicht mehr. Die Ungewißheit erschien ihr geradezu qualvoll, und als sich nach zwei Monaten ein Bletter vom Lande, den Geschäfte in die Stadt führten, bei ihren Eltern einstellte, hatte ihr Positivismus so sehr an Boden gewonnen, daß sie in ihrem Innern den neuen Gast auf seine Eigenschaften als Heiratskandidat zu prüfen anfing und gar nicht opponirte, als Vater und Mutter ihrerseits diese Kombination erörterten. Hieß der Herr Bletter auch nicht Müller — sondern Schneider, so war er doch Müller; ja die Mühle, die er sein eigen nannte, warf sogar ein recht hübsches Ertragnis ab und das schon jetzt, ohne daß das Wenn eines Examen daran geknüpft gewesen. Allerdings war das Benehmen des Berufsmüllers kein so städtisch feines, wie das des „studirten Herrn“ Gangolph; auch das Aussehen des vierschrötigen und zehn Jahre älteren Mannes machte einen unlegbar bäuerischen Eindruck; dazu kam noch, daß für sie mit der Aussicht auf die Mühle die verlockende Aussicht auf das Stadtleben, dessen Kaffeegesellschaften und andere Vergnügungen schwand. Trotz alledem siegte in ihr die praktische Vernunft, und als einige gefällige Basen dem Herrn Bletter die Sache nahelegten, äußerte er seine Geneigtheit mit den Worten:

„Schau, schau, daran hab' ich mein' Seel' gar nicht gedacht.“

Daran denken und mit Sophiens Eltern sprechen war aber das Werk der nächsten Stunde. Als diese ihn an ihre Tochter wiesen und er sich ganz unvermittelt mit der Frage an sie wandte:

„Was ist denn mit Dir, Sophie, hättest mit epper Lust, Müllerin zu werden? Ich wollte Dich schon lieb haben!“

— sagte sie nicht nein. Bald hatte sie sich vollständig in den Gedanken eingelebt, sein Weib zu werden, und dabei entschlüpfte ihr, wenn sie den Zukünftigen anredete, früherer Gewohnheit gemäß, gar oft der Ausdruck: „mein geliebter Müller.“ was den Bräutigam stets zu der Bemerkung veranlaßte, daß sie seinen Stand ganz besonders schätzen müsse, indem sie ihn darnach neme und nicht mit seinem Namen. Er erwiderte diese Zärtlichkeit mit dem Ausdruck: „meine schöne Müllerin“ und nahm es sehr wohlgefallig entgegen, daß sie die Lieder, die sie ihm vorsang, angeblich ihm zu Ehren „Müllerlieder“ nannte, ohne zu ahnen, daß ihr diese Bezeichnung schon von ihrem früheren Liebsten her geläufig war. So müllerten denn die beiden die ganze Zeit ihres Brautstandes durch; sie nach bekanntem Muster, er so ungeschickt und hölzern wie einer, der nie früher geliebt, weil er „mein' Seel' noch gar nicht dran gedacht“ hatte. Darüber vergingen einige Monate, während welcher er viel daheim beim Geschäft weilte und sie mit ihren Eltern nach seinem Dorfe reiste, um sich die Mühle anzusehen und Anordnungen für die künftige Einrichtung des Hausstandes zu treffen, für den in der Stadt die Ausstattungsbeschaffung wurde, was ihr und den Ihrigen alle Hände voll zu thun gab und genug Zerstreuung bot. Endlich nahte der heißersehnte Hochzeitstag heran; — daß die Trauung in der Stadt vollzogen werde, hatte sie sich schon lange von ihrem Bräutigam ausbedungen, denn darin bestand ja der höchste Genuß, daß die Vettern und Basen, die ganze Verwandtschaft und alle Jugend- und Schulfreundinnen sie in ihrem Brautleide, den Myrtenkranz und Schleier am Haupte, im offenen Wagen zur Kirche fahren ließen. Wie viel Reiderinnen würde dies unter ihnen erwecken! — und je mehr Reib bei den anderen, desto größer die Freude für sie. Natürlich mußte aber auch der Bräutigam darnach aussehen. Dem Mangel

an körperlicher Schönheit sollten bei ihm der Friseur und der Schneider nachhelfen. Da gab es nun aber noch einen großen Kampf auszukämpfen, denn der Müller Numero zwei war ein entschiedener Gegner des Brenneisens und der Pomade, ganz besonders aber des Frades. Er habe nie im Leben einen solch lächerlichen Schwalbenschwanz angezogen und sein neuer schwarzer Bratenrock thue dieselben Dienste. Schließlich siegte jedoch die weibliche Ueberredungskunst und er erklärte Sophien zu lieb das große Opfer bringen und sich einen Frack — ausleihen zu wollen; denn ein solches Kleidungsstück zu kaufen und eigentümlich zu besitzen, sagte er — wäre gegen seine Grundsätze; und die Grundsätze eines wahren Müllers wären so wenig zu erschüttern wie ein Mühlstein, wenn das Rad stillsteht. Der Bräutigam ging also am Vorabend der Hochzeit zu dem in allen Zeitungsbältern angeklügten Jakob Grünberger und ließ sich mit Widerstreben eine Anzahl von Leihfräcken anprobieren, bis endlich einer, an dessen Schoßfütter ein Zettel mit der Nummer dreizehn angebracht war, als passend befunden wurde. Er paßte allerdings nur sehr, sehr knapp, — aber Grünberger wußte dem Kunden einzureden, daß ihm das Kleidungsstück wie angezogen sitze, und Herr Schneider, — um ihn einmal bei seinem Namen zu nennen — der von Schneiderei und Mode nicht das geringste verstand, nahm diese Versicherung um so gläubiger auf, als ihm im Grund die ganze Sache gleichgültig war. Er hatte auch nicht wie der Studiosus Müller Eile, sich Sophien in seinem Hochzeitsanzuge zu zeigen und von ihr bewundern zu lassen, sondern sparte ihr diese Freude für den nächsten Morgen auf, wenn er zu ihr kommen würde, um sie zur Kirche abzuholen. — Am demselben Abend war der Studiosus Müller, welcher seine Ferien über Gebühr ausgedehnt und sich nun von seinem Mißerfolge vollständig erholt hatte, nach der Stadt zurückgekehrt. Daß ihm sein Lieb untreu geworden, hatte er längst erfahren; daß Sophie sich morgen vermählen werde, hatten ihm wohlwollende Freunde sofort bei seiner Ankunft zugetragen. Wiewohl er sich über ihren Verlust schon so ziemlich getrübt, versetzte ihm doch letztere Nachricht einen Stich ins Herz. Lange schwankte er, ob er der Trauung in der Kirche beiwohnen sollte. Daß dies bitter schmerzliche Gefühle in ihm erwecken würde, darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Wenn er sich endlich trotzdem entschloß, Zeuge dieser Vermählung zu sein, so ließ er sich hiebei von einem gewissen Nachgefühl leiten und wollte Sophie durch seinen ihr voraussichtlich peinlichen Anblick für ihre Untreue strafen; auch war hiebei etwas Neugierde mit im Spiel, denn er hätte sich doch zu gerne selbst überzeugt, ob der Bräutigam wirklich, wie man ihm sagte, ein ganz kommuner Philister sei und ob Sophie bei der ganzen Geschichte ein glückliches oder unglückliches Gesicht machen würde. Als der Hochzeitzug daher am nächsten Morgen bei der Kirchenthür ankam, lehnte der Student wie Banquos Geist bereits an einem der ersten Eckpfeiler im Innern des Gotteshauses. Der Blick, den er ihr zuwarf, als sie an ihm vorbeisritt, traf sie wie ein Blitzstrahl und trug nur dazu bei, ihre ohnehin etwas getrübt Stimmung noch mehr zu verbittern. Sie war merklich erschrocken, als sie ihn wahrte, und einen Schritt zurückgetreten, was dem Grausamen keine geringe Befriedigung bereitere. Schon bevor sie zur Kirche fuhr, hatte sie eine kleine Enttäuschung erfahren, denn der Eindruck, welchen ihr der zukünftige Gatte in dem Leihfrack machte, dem seine breiten Schultern und langen Arme längst entwaachsen schienen, streifte geradezu an das Lächerliche. Damit war auch das Bewußtsein des Stolzes, mit dem sie ihre Kirchensahrt anzutreten gedachte, sofort geschwunden und einer kleinmüthigen Niedergerücktheit gewichen. Wiewohl sie nicht wagte, über den Grund dieser Verstimmung noch ein Wort zu verlieren, schien er denselben doch zu ahnen, indem er lächelnd bemerkte:

„Gelt, Weiberl, ich bin einmal nicht für so ein Frack gemacht, hab' Dir's ja im Vorhinein gesagt!“

So kamen sie bis zu den Stufen des Altars, wohin ihnen der Studiosus folgte, ungeachtet der vernichtenden Blicke, die ihm Sophiens Eltern zuwarfen. Als das Paar vor dem Priester, der ihren Ehebund einsegnete, niederkniete, um die Ringe zu wechseln, verschob sich der Frackschloß des Bräutigams, so daß dessen Innenseite mit dem Zettel zum Vorschein kam, auf dem alle Umstehenden die großgedruckte Ziffer 13 gewahren konnten. Einer der ersten, der diese Enthüllung bemerkte, war der durchgefallene verschmähte Liebhaber.

„Also derselbe Frack!“ flüsterte er in bitterer Ironie vor sich hin; „mit hat er Unglück gebracht; ob er ihm wohl Glück bringen wird?“

Einige Monate waren seither verstrichen und der Carneval ging seinem Ende entgegen. Der schönen Müllerin, der es in den Flitterwochen eine angenehme Abwechslung bereitet hatte, draußen auf dem Lande „die Frau zu spielen“, war das Geklapper der Mühle mit der Zeit entschieden langweilig geworden. Ihr Mann war von seinem Geschäfte vollständig in Anspruch genommen und nicht selten hatte er in den umliegenden Ortschaften oder in der Stadt zu thun, wodurch er oft tagelang vom Hause ferngehalten wurde. Seine Gesellschaft bot der jungen Frau nun allerdings

keine große Zerstreuung, denn Schneider war, wie wir schon wissen, ein herzenguter, aber sozusagen hausbackener Mensch und keineswegs darnach angethan, seinem Weibchen den Hof zu machen, wie es dies von dem Studiosus und anderen Stadtherren her gewohnt war. Wenn sie abends beisammensafen, so wußte er sie von nichts Besserem zu unterhalten, als von dem Gang der Geschäfte, und dies Thema, in dem er sich unerschöpflich zeigte, erschöpfte ihre Geduld dermaßen, daß Sophie, die ihm schon anfangs nur mit halbem Ohr zugehört, bei seinen gründlichen ziffermäßigen Auseinandersetzungen schließlich jedesmal einschlummerte. Ob sie in diesem sanften Einschlummer auch geträumt? — Darüber hätte uns wohl ihr Mann am wenigsten Auskunft geben können, denn einmal war es sicher nicht er, der ihr im Traume erschienen, und dann würde sie sich wohl gehütet haben, es ihm zu verraten, wessen Bild sich immer und immer wieder in ihre Träume drängte. Meine verehrten Leser und Leserinnen werden nun vielleicht glauben, daß der schmucke Student von ebendem sich wieder in das Herz der Treulosen eingeschlichen. Weit gefehlt! Was konnte der schönen Müllerin noch der Studiosus Müller sein, seitdem ein Adelsiger, ein Graf, sein Auge auf sie geworfen und sie auf ihn. Er war in der nächsten Nähe begütert und sein morgendlicher Spazierritt führte ihn fast täglich an den Fenstern der Schneiderschen Wohnung vorbei. Wie lachte ihm das Herz, als er zum erstenmal zwischen den roten Nelken, die am Fensterbrette standen, das blonde Köpchen der Müllerin neugierig hervorblicken sah. Graf Koch, — denn kein anderer als er, den wir zu Beginn dieser Geschichte kennen gelernt, war der stattliche Reiter, — verstand die Vorzüge der Frauen zu würdigen, und so hatte er bald herausgefunden, daß in dem blonden Köpchen seiner Nachbarin ein eigentümlich pikanter Reiz lag, der ihn mehr anzog, als die regelmäßigen Züge vielgepriesener Schönheiten. Jedesmal, wenn er vorbeiritt, grüßte er freundlich hinauf, und je öfter dies geschah, desto freundlicher, ja vertraulicher ward ihm erwidert zugewinkt. Nachdem sich der Graf von seinem jederzeit wohlunterrichteten Kammerdiener Louis die Heiratsgeschichte des Müllers und die Liebesgeschichte von dessen Vorgänger Müller hatte erzählen lassen, gewann er einen so klaren Einblick in das Wesen der Müllerin, daß er sich ihr zu nähern und sein Glück bei ihr zu versuchen beschloß. Schon früher war er mit Schneider in Geschäftsverbindung gestanden, die jedoch ausschließlich durch seinen Ouderverwalter besorgt worden. Nun nahm er demselben, zu dessen nicht geringem Befremden, diese Mühe ab und begab sich in höchst eigener Person nach der Mühle, um Käufe und Verkäufe selbst abzuschließen. Dabei wählte er stets die denkbar ungeeignete Zeit, denn wenn er vor Schneiders Hause erschien, wollte es der Zufall fast immer, daß der Herr über Land gefahren war. Auf zehnmal traf er ihn vielleicht einmal an und die übrigen Male hätte der Graf unverrichteter Dinge abziehen müssen, wenn nicht die Frau zu Hause gewesen wäre. Mit dieser ließ sich nun allerdings von Geschäften wenig reden, und hätte er ihr sein Getreide zu einem noch so billigen Preise angeboten und die Qualität ihres Mehles noch so sehr gepriesen, so würde sie das ziemlich gleichgültig gelassen haben. Da er aber den hellen Glanz ihrer Augen, den Purpur ihrer Lippen, ihre Rosentwangen und den goldigen Schimmer ihres Haares pries, hörte sie ihn mit der größten Teilnahme an, und je öfter er kam — ohne ein Geschäft zu machen — desto willkommener war er dieser praktischen Frau, deren Stolz über die Huldigungen eines Grafen keine Grenzen mehr kannte. Auch ihr Gatte wußte die wärmeren Beziehungen, in welche der gräfliche Nachbar zu der Mühle trat, wohl zu schätzen; nahm doch das Geschäft hiedurch einen lebhafteren Aufschwung und das war für ihn die Hauptsache. Wenn der Graf seiner Sophie ab und zu kleine Geschenke machte, so deutete Schneider solche nie anders, als die Gaben eines Geschäftsfreundes, welche das Nachbarschafts- und Geschäftsfreundschaftsverhältnis rege erhalten sollten. Er fand es auch ganz begreiflich, daß seine Sophie misshütig und übellaunig gestimmt ward, wenn sich der freundliche Nachbar, der im Winter sein Palais in der Stadt bezog, lange nicht in der Mühle blicken ließ. Wenngleich Graf Koch aber in der Stadt genug Zerstreuungen fand, so sehnte er sich doch zuweilen nach dem harmlosen Geplauder der blonden Müllerin, und mehr als einmal überraschte er unter dem Vorwande, im Schlosse etwas nachsehen zu müssen, seine über diese ungewohnten Winterbesuche erstaunten Leute und die über seine Gegenwart hocherfreute Sophie. So oft sie ihn nun sah, bestürmte sie ihn mit Bitten, sie in die Stadt kommen und an den Faschingsfreuden teilnehmen zu lassen. Während ihr Mann diesen Wunsch rundweg abschlug, da er die Ballfreuden ebenso hasste, wie den damit verbundenen obligaten Frack, vertröstete sie der Graf, dem ihre Gegenwart in der Stadt unbequem sein mochte, von einem Monat zum andern. Schließlich gaben beide nach: — der Graf, dem gegenüber sie die Gelangweilte und Verlassene spielte, um sie wieder fröhlich und heiter zu sehen; der Gatte, unter der Bedingung, daß er nicht mit in die Stadt und sie zu den Bällen begleiten dürfte. — Es war ein herrliches Leben, das sie nun in der Residenz führte, ganz so, wie sie es geträumt und schon

lange gewünscht. Die Tage brachte sie bei ihren Eltern oder in der Gesellschaft ihrer Jugendgespielinne zu, die Abende mit dem angeblickten Freunde — ihres Mannes im Theater oder auf Bällen. Dabei verwendete sie große Sorgfalt auf ihren Putz, so daß sie von den Freundinnen, die ihr bei solchen Gelegenheiten begegneten, lebhaft beneidet wurde. Darum setzte sie alles daran, recht viel gesehen zu werden, während der Graf, wenn er sie begleitete, so unbemerkt als möglich zu sein wünschte. Er suchte daher nach Theater und Bällen mit ihr regelmäßig ein weniger besuchtes Restaurant auf, wo ein Chambre separé stets für ihn reserviert war. Dort konnte er sicher sein, außer ab und zu einem intimen Freunde, der gleichfalls unbeachtet sein wollte, — niemand aus seinem Gesellschaftskreise zu begegnen. Wenn der Wirt den Wagen des Grafen kommen sah, drückte er sich diskret in einen dunklen Winkel, so daß das tête-à-tête der beiden nur durch die notwendige Anwesenheit des bedienenden Kellners Paul gestört wurde, der sich als der einzige stumme Mitwiffer ihres süßen Geheimnisses bald in die Gunst des „noblen“ Paares zu setzen wußte.

Eines Abends erschien statt dieses Ganymeds ein anderer dienender Geist, und als der Graf denselben ärgerlich fragte, wo denn Paul bliebe, ward ihm geantwortet, er könne sich nicht zeigen, da ihm nachmittags sein Frack gestohlen worden.

So möge er ohne Frack kommen oder irgend einen andern anziehen, aber seine Bedienung wolle man nicht missen.

Bald darauf folgte Paul diesem Befehle; als er jedoch die Thüre des Kabinetts schüchtern öffnete, konnten sich der Graf und Sophie des Lachens nicht erwehren. Er war nämlich der kleinste unter den Kellnern und hatte sich den Frack eines viel größeren Genossen ausleihen müssen, dessen Schöße ihm fast bis an die Hüften reichten und dessen um eine Drittelelle zu lange Ärmel er hatte zurückschlagen müssen. Dazu standen ihm noch die Thränen über den Verlust seines Geschäftskleides in den Augen und dunkle Schamröte übergeh seine Wangen, als er bemerkte, welche lächerlichen Eindruck er auf das Paar machte. Verlegen trat er auf den Grafen zu, um dessen Befehle entgegenzunehmen. Dieser musterte noch einmal seinen seltsamen Anzug, und ihm auf die Schulter klopfend, fragte er:

„Nun, sagen Sie einmal, lieber Paul, wo haben Sie denn dieses Prachtexemplar von einem Frack aufgetrieben?“

„Es ist dem Franz seiner, Euer Gnaden Herr Graf; er hat ihn erst heute beim Grünberger gekauft; den meinen haben sie mir gestohlen, und er war noch fast wie neu!“

Dabei umspielte die Rundwinkel des armen Jungen ein so jämmerlicher Zug, daß Koch eine Banknote aus der Brieftasche nahm und sie ihm mit den Worten reichte:

„Na, trösten Sie sich, mein Sohn, und kaufen Sie sich dafür einen andern.“

Der Kellner wollte dem edlen Spender die Hand küssen, doch dieser wehrte ab und bemerkte lächelnd:

„Also von Grünberger bezieht ihr eure Garderobe!“

„Zu dienen, gräfliche Gnaden. Ich war selbst mit dem Franz dort. In seiner Leibanstalt kann man noch manches gute Stück um billiges Geld haben. Diesen da hat er, wie er ausdrücklich bemerkte, nur an seine Herren verliehen, die ihn geschont haben; es muß noch die Nummer daran geheftet sein.“

Damit hob er den Fracksoß empor, an dem in der That ein Zettel mit der etwas verblassten Ziffer dreizehn zum Vorschein kam. Nun war die Reihe des Errotens an Sophie, denn die Zeugen ihrer Trauung hatten ihr nicht verhehlt, was in dem Augenblicke, da sie mit ihrem Bräutigam vor dem Altar kniete, hinter ihrem Rücken vorgegangen und wie man darüber Glossen gemacht, daß der wohlhabende Müller in einem Leihfrack zur Hochzeit gegangen. Während der Kellner hinausgegangen war, um die bestellten Speisen zu holen, sah sie schweigend da und erblickte im Geiste den Gatten, dessen komisches Aussehen in seinem knappen Hochzeitsfrack, dem er lang entwachsen war, einen seltsamen Gegensatz zu dem Kellnerfrack bildete, in welchen Paul nie und nimmer hineinwachsen konnte. Sie dachte auch an den Prüfungsfrack, der einem gewissen jemand fast so gut geessen wie dem neben ihr sitzenden Grafen der seine; wenngleich keiner dieses Kleidungsstück mit solcher Eleganz zu tragen wußte wie ihr gräflicher Freund. Aber auch diesem schossen Frackgedanken durch den Kopf und er erinnerte sich jener Abmachung, die er mit seinen Gästen nach einem Herrndiner eingegangen. Ob sich wohl je ein Besitzer des Fracks bei ihm melden würde! Je mehr Zeit darüber verging, desto schäbiger das Kleid, desto würdiger wäre der Träger der verabschiedeten Unterstützung! Wenn es ein armer Kellner, wenn es dieser Kellner wäre! — Doch nein, dem Zufall durfte man nicht verzeihen. Darum blickte er absichtlich von Paul weg, als dieser mit den Speisen erschien und sich nun wegen seines lächerlichen Aussehens in dem glückbringenden Frack, der ihm den Ersatz seines Verlustes eingetragen, gar nicht mehr verlegen zeigte. Er kannte die Schwächen seiner Gäste und titulirte Sophie, so oft es anging, „gnädigste Frau“, und wenn er glaubte, daß Koch es nicht bemerken konnte, geradete „Frau Gräfin“ oder „gräfliche Gnaden“, was der blonden Müllerin nicht wenig schmeichelte und sie für den klugen Ganymed ein-

nahm. Als das Paar nach jenem Souper, das für den Kellner so schlecht begonnen und so gut geendet, Arm in Arm die Treppe des Restaurants hinabging, begegnete es unten einem jungen Manne, der in Gesellschaft einiger Freunde in etwas gehobener Stimmung eben aus dem Gastzimmer herauskam, wo man bei einigen Flaschen Selt sein glücklich abgelegtes Tramen gefeiert. Als ihn Sophie erkannte, errödete sie und wandte rasch ihr Gesicht ab, gegen die Schulter des Grafen. Ihr Ohr konnte sie aber den Worten, die Studiosus Müller nun mit lauter Stimme zu seinen Kommilitonen sprach, doch nicht entziehen:

„Hät's nicht geglaubt, daß mir das Prüfungspech im vorigen Jahr so viel Glück bringen würde. Besser er als ich; später gefreit, hat niemand gereut!“

Nachdem der Kellner Franz den bei Grünberger erstandenen Frack Numero dreizehn im Geschäfte gehörig ausgenüßt, hatte er ihn zu einem sehr niedrigen Preise an einen Tröbder in der Judengasse verhandelt. Bei diesem hing der Frack lange Zeit an dem auf der Gasse an der Ladenwand hängenden Kleiderrechen. Hier mußte er sich von manchem Vorübergehenden prüfend betastet lassen; doch keiner schien Lust zu haben, das alte, abgetragene Stück an sich zu bringen, und nachdem jedesmal lange hin und her gefeilscht worden, blieb der Frack immer in den Händen des Tröblers, der sich nachgerade zu ärgern anfang, so oft er ihn nun ansah und den armen, verschmähnten Frack „ein freßendes Kapital“ schimpfte. Damit that er ihm nun entschieden unrecht, denn von den Fünfen des Geldes für diesen Ankauf, selbst wenn sie zu hundert Prozent veranschlagt würden, hätte man kaum einen Vogel ernähren können; wohl aber fragen an dem Kapital die Motten; und das wird der alte Tröbder mit seinem unrichtig angebrachten Vorwurf wohl gemeint haben. Eines Tages besah sich den so tief gesunkenen, einst eleganten Frack ein ältliches Männchen, dessen grauer Rock schon so fadenscheinig war, daß man ihn hätte als Sieb benutzen können. Sorgfältig wurde von ihm das Kleidungsstück geprüft und alle Mängel, die es hatte, wurden dem Verkäufer gleich persönlichen Vorwürfen vorgehalten, so daß dieser schließlich ungeduldig, sich des Fracks, wie er sagte, mit Verlust, in Wahrheit aber mit einem Gewinn von nur fünfzig Prozent entäußerte. Der glückliche Ersteher war einer der schlechtbezahltesten Tagelöhner in einem Amte; seine Einnahmen beschränkten sich auf einen Tageslohn von einem Gulden; dafür schien er sich aber in seiner Ehe eines fast unbeschränkten Kindersegens zu erfreuen. Zur Zeit, da er mit seinem neuen Ankauf nach Hause eilte, hatte er den einen Gulden Tag für Tag schon durch sieben hungrige Mägen zu dividiren — wobei selbstverständlich er und seine Frau mitgerechnet sind. Aber schon blühte Herrn Valentin Babalech die angenehme Hoffnung, den Renner seiner Division auf acht stellen zu müssen und mit Grauen sah er der weiteren Zukunft entgegen, da er gezwungen sein werde, mit Dezimalbrüchen zu rechnen; denn die Aussicht auf ein Wachsen des Zählers seiner wirtschaftlichen Bruchrechnungen stand in keinem Verhältnisse zu jener des Nenners des Nenners und wenn es so fortging, so war es so sicher, wie zweimal zwei vier ist, daß seine ganze Wirtschaft in die Brüche gehen mußte. Schon jetzt war er, damit die Rechnung ausgebe, häufig genötigt, sich — wie er es einst als Schuljunge bei der Division gelernt — Eines zu borgen. Das brachte Sorgen, schwere Sorgen mit sich, und die Vorschüsse, die er bei seinem Amtsvorstand genommen, drückten den armen Diurnisten wie ein Alp und ließen ihn manche Nacht nicht schlafen. So lange er und die Seinen gesund waren — die Magenbeschwerden insolge von großer Leere abgerechnet — ging es noch an; aber wehe den Aermsten, wenn eines von ihnen einmal von Krankheit heimgesucht würde! — Als er nun mit seinem neuen alten Frack seiner in höheren Regionen gelegenen Wohnung zuwies und die niedrige Stube betrat, war die erste Frage seines Weibes:

„Wer hat Dir den Frack geschenkt, Valentin?“

„Wer hätte mir ihn schenken sollen, meine liebe, gute Frau?“

„Wie, Du hast ihn — gekauft — auf?“ rief sie ihm, auf jeder Silbe erstaunt verweilend, zu und war nahe daran, vor Schrecken umzufinken.

„Aber beruhige Dich doch, meine liebe, gute Emilie; ich habe mir ja, wie Du weißt, durch die Extraarbeit in den letzten Nächten volle vier Gulden verdient und Dreiviertel davon — man sieht, die Bruchrechnungen waren ihm zur Gewohnheit geworden — glaubte ich um so eher an das Kleidungsstück wenden zu können, als mich kürzlich der Herr Amtsvorstand scharf ansah und mir erklärte, wenn ich nicht standesgemäß im Bureau erschiene, könnte ich ganz wegleiben; denn er könne nicht dulden, daß ein Beamter wie ein Bettler einherginge. So habe ich mich denn zu dem schweren Opfer entschließen müssen, meine liebe, gute Frau, wenn ich meine Stelle nicht verlieren wollte.“

„Ach, Valentin,“ seufzte das arme Weib; „und sind wir und unsersgleichen nicht wirklich Bettler?“

„Leider ja,“ antwortete kleinlaut der Diurnist, „aber wir dürfen's nicht scheinen.“

„Und um den Schein zu retten, sollen wir mit den

Kindern noch mehr hungern, als es ohnehin schon geschieht. Ich mache Dir keine Vorwürfe, lieber Valentin, denn ich weiß ja, Du opferst Dich Tag und Nacht für uns."

"Aber auch Du, liebe, gute Emilie, hast mit den Kindern Deine Plage, und erübrigst Du eine freie Stunde, so strickst Du Dir die Finger wund, um einen kleinen Bruchteil zu unserem Unterhalt beizutragen."

Während dieses Gespräches zwischen den beiden Eheleuten, die in ihrer treuen Liebe und in der Zärtlichkeit, mit der die Kinder an ihnen hingen, den einzigen Ersatz für des Lebens Mühsal fanden, hatten sich die Kleinen an den Vater herangedrängt, um ihn mit Küssen zu bewillkommen. Ihnen zu Liebe mußte er nun auch den Frack anziehen, um sich in dem ihnen neuen Kleide bewundern zu lassen. Der Älteste der Knaben fand an dem Vater so viel Gefallen, daß er entzückt ausrief: Papa sehe jetzt gerade so aus wie ein Hofrat.

Nach einigen Monaten aber kamen für den armen Babaleh so schwere Zeiten, wie er sie noch nie erlebt. Während ihn seine liebe, gute Frau mit einem sechsten Sprößling beglückte, erkrankten die beiden Nächstjüngsten an einer türkischen Kinderkrankheit. Der besorgte Vater wußte nun nicht, wo er die Zeit hernehmen sollte, seine Patienten zu pflegen, und wo er das Geld hernehmen sollte, für die dringendsten Bedürfnisse und für ärztliche Pflege. Er versetzte ein Stück um das andere in der Pfandleihanstalt, sparte sich jeden Kreuzer für Arzneien vom Munde ab und beschränkte sich in der Kost auf trockenes Brot; aber trotzdem war er nicht mehr im Stande, das Nötige aufzubringen, um seinen Kranken eine Erleichterung zu beschaffen. Eines Tages, als der Arzt dagewesen und nebst kräftiger Nahrung für die Wöchnerin eine teure Medizin für die Kinder als unerläßlich verordnet hatte, da wollte der



Fürst Nikolaus von Montenegro. (S. 624.)

arme Schreiber schier verzweifeln, denn seine Geldbörse war und blieb leer, so sehr er ihr Inneres auch drehen und wenden mochte. Auf einen Vorschlag beim Amtsvorstand durfte er schon lange nicht mehr hoffen und auch für das Pfandhaus fand er keinen Gegenstand vor, so sehr er auch seine Wohnung durchsuchen mochte.

Was half ihm nun die ganze Kunst des Rechnens, da nichts mehr zum dividieren war. Da konnte nur der da droben helfen, der sich der Armen und Bedrängten annimmt, und zu ihm richtete der Unglückliche in seiner Notlage sein Gebet, in das die Frau, welche das Glend ahnte, trotzdem er es ihr zu verbergen suchte, ihr heißes Flehen mischte. Durch das Gottvertrauen innerlich aufgerichtet, sann er von neuem auf Mittel zur Abhilfe. Da fiel sein Blick auf den Frack, der an einem Nagel an der Thür hing. Etwas würde man ihm ja doch darauf leihen, und wenn er auch durch einige Tage wieder in seinem sadenscheinigen Röschchen im Bureau erschien, so würde der gestrenge Herr Amtsvorstand doch wohl ein Einssehen haben und ihn darum nicht sofort entlassen; er könnte ja sagen, daß sich der Frack in Reparatur befände; und der Ausbesserung war das Kleidungsstück wirklich sehr bedürftig, denn ohne diese würde auch das Pfandhaus nichts darauf leihen. Rasch entschlossen griff also unser Diurnist zu Nadel, Zwick und Schere und hantierte damit so emsig und geschickt, als ob er die Feder führte. Da wurde ein Lösslein gestopft, dort eine getrennte Naht zugenäht; dann ward das Futter einer genauen Untersuchung unterzogen; dieses bedurfte am meisten der Ausbesserung und es gab keine geringe Arbeit, damit zu Stande zu kommen. Schon war sein mühevolleres Werk fast beendet, als er mit dem Stoff, den er zwischen den Fingern hielt, ein Papier griff. Sollte sich einer der vielen Versatzettel, die er bei sich



Ein Hochzeitszug im Weizacker. Nach einer Skizze von F. Iwan. (S. 623.)

trug, in die verborgenen Futterfalten verirrt haben?

Er trennte die Stelle auf und fand zu seiner nicht geringen Ueberraschung ein von fremder Hand beschriebenes Papier. Als er daselbe entfaltete, las er mit immer steigenderer Spannung den ihm räthselhaften Inhalt:

„Wer mich findet in Grafes Schoß
Sei seine Not auch noch so groß,
Der bring mich zum Grafen
Roch zurück —
Im Grafen heßt ein Lebensglück!“

Badaleh schüttelte ob dieses vielverheißenden poetischen Ergusses anfangs zwar etwas ungläubig den Kopf, und auch seine liebe, gute Frau murmelte etwas wie von einem schlechten Scherz, den sich ein Spatzvogel erlaubt; aber schließlich ging ihr Valentin mit dem Frack und dem Zettel, bevor er sein Glück in der Pfandleihanstalt versuchte, doch nach dem Palais des stadtbekanntem Grafen Roch.

Dort wollte ihn der Portier schon kurz abfertigen und ihn samt dem Zettel, den er für einen Bettelbrief zu halten geneigt war, abweisen, als der Zufall den Herrn des Hauses, der eben ausgehen wollte, selbst daher-

führte. Nachdem der Diurnist ihm den Zettel überreicht, blickte der Graf befriedigt bald auf den Frack, bald auf dessen Besitzer und forderte letzteren, zur größten Verwun-

ist dies ein Landstrich, der zwischen Stargard und Pritz liegt und seines äußerst fruchtbaren Bodens wegen besonders für den Weizenbau geeignet ist. Ein tüchtiger, biederer und wohlhabender

derung des groben Portiers, in freundlichster Weise auf, ihm in seine Wohnung zu folgen.

Was sich dort zwischen den beiden zugegetragen, wissen wir nicht, denn ihre Unterredung fand ohne Zeugen statt. Nur so viel haben wir erfahren, daß Valentin kurz darauf mit seinem ausgebefferten Frack und einer Tausendguldenbanknote, so rasch ihn seine Füße tragen mochten, zu seiner lieben, guten Emilie zurückkehrte und ihr unter Freudenstränen von dem Glücke erzählte, das er im Frack gefunden.

Wie hörten schließlich, daß Graf Roch den sechsten Sprößling des Badalehschen Ehepaars aus der Taufe gehoben und daß dessen Vater bald darauf als wohlbestallter Wirtschaftsbeamter in des Grafen Dienste trat.

Aus dem Weizacker.

Zu den fruchtbarsten Gegenden der norddeutschen Tiefebene gehört der in der Provinz Pommern gelegene sogenannte „Weizacker“. Es



Vorbereitung zum Wettschwimmen. Gemälde von Walter Bartlett.



1 Pritz. — 2. Mädchen aus dem Weizacker im Sonntagskost. — 3. Frauen aus dem Weizacker.

Bilder aus dem Weizacker. Nach Skizzen von F. Jwan.

Bauernschlag ist hier zu finden, der noch an den Sitten und Gebräuchen der Väter festhält und sich durch eine höchst originelle Tracht auszeichnet.

Im Mittelpunkt des Weizaders liegt das hübsche Städtchen Pyritz in einem grünen Kranz von Obsthäusern. Sein Name ist schon durch die geschichtliche Thatsache bekannt, daß hier Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1124 die ersten siebenhundert Pommerne kaufte. Es geschah dies an einer Quelle in der Nähe der Stadt, die dadurch den Namen „der Otobrunnen“ erhalten hat.

Ein reges Leben zeigt die Stadt an Jahr- und Wochenmärkten. Sehr zahlreich finden sich dann die Bauern aus der Umgegend ein, und interessant ist es, dieselben zu beobachten und in ihrer Tracht kennen zu lernen.

Besonders auffallend ist die bunte Tracht der Frauen. Sie tragen schwere, dicke, hochrote Röcke, die unten herum mit grün- oder blauweißem Band besetzt und in dicke Plüschfalten gelegt sind. Dieselben sind sechs Ellen weit, reichen jedoch nur bis zum Knie und haben, da neun an der Zahl übereinander angezogen werden, das nicht unerhebliche Gewicht von achtzig bis hundert Pfund. Die vielen Röcke, welche durch ein Sammetleibchen mit einem um die Hüften gehenden dicken Wulst festgehalten werden, das den Namen „Jospj“ führt, geben den Frauen einen kolossalen Umfang. Den Oberkörper bedeckt eine schwarze Tuchjacke, deren enge Ärmel am Unterarm mit seidnen Bandhschleifen und weißen Tüllfrauen ausgestattet sind, sowie drei in Falten gelegte Tücher, wovon das oberste sich besonders durch bunte Plüschstickerei auszeichnet. Es hat einen Wert von dreißig bis vierzig Mark. Den Hals schmückt eine Tüllkrause und eine dreireihige dicke Bernsteinperlenkette. Ein schwarz- oder blauweißes Käppchen, dessen lange seidene Bänder hinten bis auf die Kasse des Rückes herabfallen, bildet den Kopfschutz der Bäuerinnen. Das feine, faltreiche Hemd, welches unter den kurzen Röcken herausragt, wird vorn durch eine lange weite Schürze aus gebüstem Seidenstoff den Hüften entzogen. Bei feierlichen Gelegenheiten wird letztere durch eine weite, weißgestrichelte Tüllschürze ersetzt und ebenso tritt an die Stelle des bunten Tuches alsdann ein weißes aus gesticktem Tüll. Die Fußbekleidung besteht aus roten oder schwarzen buntgestickten Strümpfen, schwarzen Sammetpantoffeln oder Sammetstiefeln. Zum Sonntagsstaat der Frauen und Mädchen gehört noch, was besonders auffallend ist, ein schwarzer, langhaariger, mit blauen Schleifen besetzter Muff, der nicht nur im Winter, sondern auch an heißen Sommertagen getragen wird. Zur besonderen Zierde werden durch denselben drei lange Tücher gezogen, ein weißes, ein Muschelstuch und ein buntes, die wohl fast eine Elle lang an beiden Seiten herunterhängen. Und dazu stecken die Hände noch in dicken, grünwollenen halben Handschuhen, an denen die Stickerei nicht fehlen darf.

Die Tracht der Männer ist im Vergleich zu der der Frauen nur einfach zu nennen. Sie tragen lange blaue, rotgefärbte Tuchröcke, die mit vielen großen Knöpfen besetzt sind. Die Beinkleider aus Hirschkleder reichen nur bis zum Knie, hieran schließt sich der weiße Strumpf, welcher aus dem halbhohen Stiefel herausragt. Ein schwarzweißes Halstuch, in langen Schleifen auf die Brust herabfallend, bedeckt zum Teil die mit vielen blanken Knöpfen bedachte Weste. Die Kopfbedeckung besteht aus hohen oder flachen Filzhüten. Letztere, hinten mit langen Schleifen aus gepreßtem Sammetband verziert, haben eine so breite Kränze, daß dieselbe, um nicht niederzuklappen zu können, mit Schnüren am Kopfteile befestigt ist. Besonders auffallend ist es, daß alte Männer ihr langes weißes Haar, wie es bei unseren kleinen Mädchen Sitte ist, mit einem Kränzen zusammenhalten.

Von den Sitten und Gebräuchen in den einzelnen Dörfern sind am originellsten die Hochzeitgebräuche, und ein Hochzeitszug mit den Bauern in ihrem größten Staat gewährt einen malerischen Anblick. Voran geht das Brautpaar oder, wenn Muffel dabei ist, die Muffelanten. Darauf folgen die Väter und die männlichen Paten, dann die übrigen Männer und jungen Leute und die Brautjungfern mit den Frauen beschließen den Zug. Ist der Brautigam Soldat gewesen, dann feuern die Freunde desselben beim Hochzeitszuge in einiger Entfernung Pistolenschüsse ab. Der Anzug der Braut besteht an diesem Tage aus einem fein gestickten schwarzen Tuchrock, schwarzer Atlaschürze und weißgesticktem Tüllstuch. Auf dem Myrtenkranz trägt die Braut noch viele bunte künstliche Blumen im Haar.

Beim Hochzeitsmahle sind zwei junge Leute, die mit dem Brautpaar verwandt sind, als Brautdiener thätig. Sie tragen die Speisen auf und sorgen für das nötige Getränk. Für ihre Mühe wird jeder von der Braut mit einem Hemd, Tschentuch, Halstuch und dreitem bunten Leinwandband beschenkt, wovon letzteres sie, so lange sie im Dienst während der Hochzeit stehen, über der Brust tragen.

Im Essen und Trinken wird auf einer solchen Bauernhochzeit, welche gewöhnlich zwei bis drei Tage dauert, ganz Bedeutendes geleistet. Für fünfzig bis sechzig Mark Fische werden gekauft, vier bis sechs Hämmer, zehn bis zwölf Gänse und ein Schwein geschlachtet und außerdem noch fünfzig Pfund Rindfleisch verbraucht. Von fünfzehn Scheffeln Weizen wird Kuchen gebacken, sechzig bis achtzig Flaschen Wein und viel Bier und Brantwein getrunken. Das Hauptgericht ist Hirsebrei und Fische. Auch der Armen im Dorfe wird gedacht. Jedes Kind erhält von der Hochzeit ein Stück Weizenbrot mit Hirsebrei bestrichen.

Noch manches Interessante ließe sich von einer solchen Hochzeit erzählen, doch der mir zur Verfügung gestellte Raum gestattet es nicht, noch weiter darauf einzugehen, und schließe daher mit dem Wunsche, daß die alte Tracht des Weizaders, die ja leider schon hier und da mit der städtischen Kleidung vertauscht wird, noch lange möge erhalten bleiben. F. Jwan.

Fürst Nikolaus von Montenegro.

(Bild S. 622.)

Hinter der dalmatinischen, Oesterreich gehörenden Küste erhebt sich ein rauhes, felsiges Bergland, das wie die riesige Citadelle eines kleinen, tapferen und kraftvollen Hirtenvolkes erscheint und derartig sich auch berühmt gemacht hat. Es ist die Thernagora, das Land der schwarzen Berge, Montenegro als besonderer Staat genannt, der sich da im Laufe der Zeit unter einem eingeborenen

Häuptlingsgeschlecht gefestigt hat. Ein Rest des vor fünfhundert Jahren von den Türken zertrümmerten großen Serbenreiches, hat es sich seine Unabhängigkeit gegen dieselben zu behaupten gewußt und schließlich, in neuester Zeit, ihnen auch die Anerkennung als souveräner Staat abgerungen.

Bekannt ist dies Land und Volk durch seine heldenmütigen Kämpfe gegen die Türken geworden, und mehr als einmal in der Gegenwart hat es die Aufmerksamkeit Europas auch durch die politische Bedeutung erregt, die es bei allen Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel geltend zu machen verstand. So klein es ist, so mächtig ist es durch seine unangreifbare geographische Lage, seine kriegerische Verehrtheit, seine ehrgeizigen Gelüste nach Vergrößerung und den unerkennbaren Wert, den es für die Oesterreichische wie die russische Politik in jenen Vorländern der Türkei hat. Als ein Vorposten der griechischen Kirche ist es namentlich von Rußland immer mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen behandelt worden und hat sich mehr und mehr auch als ein Arm der russischen Politik gezeigt, der auf einen Wink von Petersburg sich hob oder senkte hielt. Seit dreißig Jahren zumal haben Montenegro und sein regierender Fürst dadurch eine sehr erhöhte politische Bedeutung erlangt, mit der zu rechnen auch die Diplomatie sich verleben mußte.

Früher wurde Montenegro durch auf Lebenszeit gewählte Metropolit (Bischof) regiert. Seit 1697 ist diese Würde in dem Hause Petrovič Njegoš erblich geworden. Da der Bischof als Bischof der griechischen Kirche nicht heiraten durfte, so mußte die Thronfolge für die weltliche Regierung immer einem Nebenverwandten desselben übertragen werden. Dieser Zwiespalt in der Herrschaft gab zu so vielen Familienzwistigkeiten und Feindschaften Anlaß, daß der seit 1851 regierende Fürst des Landes, Danilo, der Sache ein Ende machte, indem er unter Zustimmung des Kaisers Nikolaus von Rußland, als des höchsten Oberhauptes der griechisch-orthodoxen Kirche, sich zum Inhaber der alleinigen Regierungsgewalt erklärte und der geistlichen Metropolitwürde im Lande jeder Eingriff in dieselbe verwehrt wurde.

Danilo wurde am 13. August 1860 in Cattaro, unten in der dalmatinischen Hafensadt, ermordet. Ihm folgte sein Neffe Nikolaus, montenegrinisch Nikita genannt, Sohn des Voivoden Mirko Petrovič, geboren am 7. Oktober 1841.

Bald zeigte er sich nicht nur als tapferen Mann in der Schlacht, sondern auch als einen einsichtigen Fürsten, welcher seinem armen Lande möglichst Wohlstand, Aufschwung und eine gute Verwaltung zu geben suchte. Er regiert zwar als absoluter Fürst, doch hat er einen Senat von zwölf Mitgliedern und vier Minister zur Seite. In wichtigen Fragen wird eine große Slawischina nach Cetinje, der kleinen Hauptstadt des Landes, einberufen. Im türkischen Kriege von 1876 bis 1878 machte der Fürst sich als treuer Bundesgenosse Rußlands mit seinen tapferen und krieglustigen Thernagorzen den Türken in aller Erbfeindschaft sehr gefährlich; für seine ihm hiebei geleisteten guten Dienste belohnte ihn der Zar, indem er sich gewichtig für eine Vergrößerung Montenegros um mehr als 5000 Quadratkilometer und wesentlich eintäglichen Landes verwandte. Fürst Nikolaus organisierte seitdem seine Armee mittelst allgemeiner Wehrpflicht in einer sehr respektablen Weise, so daß er 22,000 Mann sogleich und 60,000 überhaupt ins Feld zu stellen vermag. Seinen Patriotismus und zugleich seine poetische Begabung hat eine dramatische Dichtung von ihm weiteren Kreisen bezeugt.

Im November 1860 vermählte er sich mit Milena, der 1847 geborenen Tochter des Voivoden Petar Bulovič, und die Ehe wurde reich mit Kindern gesegnet: sieben Töchtern und zwei Söhnen. Die älteste Tochter, Jorka, wurde mit Peter Karageorgewič vermählt, der als Nachkomme des Schwarzen Georg, des ersten Befreiers Serbiens von der Türkenherrschaft im Anfang dieses Jahrhunderts, seine Prätendentenrechte an den serbischen Thron gegen die ihn einnehmende Dynastie Obrenowitsch behauptet und mit des Schwiegervaters wie des russischen Zaren Unterstützung sie vielleicht einmal noch nachdrücklich geltend zu machen versucht. In Montenegro wird Hand in Hand mit Rußland offenbar längst eine weitläufige Politik getrieben, und in jüngster Zeit hat man dafür gefordert, daß die Welt aufmerksam darauf werde. Erregte es auch weniger Aufsehen, daß Fürst Nikita, der ja öfter in Wien seine Besuche bei der kaiserlichen Familie daselbst macht, im Mai nach Petersburg kam, kaum daß der Schatz von Persien es verlassen hatte, so desto mehr die Aufnahme, die ihm bei dieser Gelegenheit der Zar Alexander bereite. Er ernannte ihn nicht nur zum Chef eines russischen Schützenregiments, sondern verliebte auch den fünfundsiebenzigjährigen Großfürsten Peter, Sohn des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, eines Oheims des Zaren, mit der Prinzessin Milica, der zweiten, 1866 geborenen Tochter des Fürsten Nikita. Und nicht genug damit, so brachte in für Europa und unter den obwaltenden Bündnisverhältnissen der Großmächte wohl berechneter Wirkung der Zar bei einem Freilicht in Peterhof — wo ein Jahr zuvor der deutsche Kaiser Wilhelm sein Gast gewesen — am 30. Mai folgenden Laßt aus: „Ich trinke auf das Wohl des Fürsten von Montenegro, des einzigen aufrichtigen und treuen Freundes Rußlands!“ Eine solche dreifache und zuletzt in so ungewöhnlicher Art gesteigerte Ehrung des Fürsten Nikita mußte die politische Bedeutung desselben plötzlich in den Vordergrund rücken und hat in der That die ganze europäische Presse in Aufregung wie über demnäht zu erwartende Entschleierungen russisch-montenegrinischer Pläne veretzt. E. W.

Die Holzschläger in den Alpen.

(Bild S. 627.)

Unter die geplagtesten Leute des Hochgebirges zählen die Wurzelhauer und Holzschläger. An sie reißt sich als dritter der Wildfeuer. Ihr Leben geht in Entbehrungen und Gefahren dahin, ohne daß diese Verhältnisse den Betroffenen zur vollen Erkenntnis kämen. Des Wildweuers Gebiet sind die hohen Grasmaten auf steilen Halden, über welche sich die Felsstürme aufbauen und an deren unteren Rändern schauerliche Abgründe sich aufthun. Erst im Spätsommer, mitunter vollends erst im Frühherbst, wird das Gras schnittreif und alsdann mittelst Schlitzen oder, wenn dies wegen Unzulänglichkeit der Wegverbindung nicht

angeht, auf den Schultern eingebracht. Ein unvorsichtiger Schritt, ein Ausgleiten an den Gewänden kann den Tod bringen. Auf Steilhängen, wohin selbst Ziegen und Schafe nicht mehr hingelangen, arbeitet der Wildhauer und reißt mit seinem Schicksale nicht, wenn er Aussicht auf ein Glas Brantwein und einen wohlgefüllten Tabaksbeutel hat.

Im Winter ist das Einholen des in sogenannten „Stadeln“ aufbewahrten Wildweuers eine gar gefährliche Sache. Auf den gestroteten oder mit Schnee bedeckten Abfahrtsröden können die hiebei zur Verwendung gelangenden Handshlitten leicht ins Gleiten kommen; sie lockern unauffällig in den Abgrund hinab. An der Stelle, wo sich ein solcher Unglücksfall ereignet hat, wird eine Steinplatte — ein „Marterl“ — aufgerichtet. Eine unvollkommene bildliche Darstellung, ganz dem naiven Kunstverständnis der Keltler angepaßt, gibt in handgreiflicher Weise Auskunft über den Vorgang. Eine kurze Lebensbeschreibung des Verunglückten und eine schlichte Aufforderung zum Gebete für die „arme Seele“ bilden den erläuternden Text.

Noch schlimmer daran ist der Wurzelhauer („Wurzner“), der die gefährlichsten Felsenhänge abstößt, um aromatische Kräuter zu finden. Das Kräuterwerk spielt eine große Rolle im alltäglichen Leben der Keltler. Es liefert Nahrung, Heilmittel gegen allerlei wirkliche oder eingebildete Gebreche, und — wo der Aberglaube hinzutritt — Zauberkräfte und Zauberkräfte, deren Wirksamkeit sich über alle möglichen und unmöglichen Dinge erstreckt. So wird die Kammer des Wurzners zu einer Art Hegenkammer, aus der die Wundermittel für febernde Kinder und krankes Vieh, gegen Wetterhäden und Hagelschlag, für geheime Wünsche und böse Absichten und was dergleichen Dinge mehr sind, hervorgehen.

Dem Wildhauer und Wurzner gegenüber ist der Holzschläger („Holzer“) ein König. Er ist der Herr im Walde, mit dessen Leben und Wehen er vertraut ist wie kein anderer. Wo das Meer der Wipfel rauscht, die kühlen Wasser rieseln und über den hohen Horsten die Raubbögel kreisen, steht die Rindenhütte oder das einfache Blockhaus des Holzschlagers. Wochenlang ist er ohne Gefährten, ist sein Sinnen auf die ehrwürdigen Baumriesen, welche er niederzustrecken hat, gerichtet. Ein Jahrhundert oder darüber ist er, der mächtige Fichten- oder Tannenstamm, in den Himmel hinaufgewachsen, hat sich aus der ewigen Dämmerung des Niederholzes durch das Gestrüme zum Lichte hinaufgerungen. Seinen Wipfel haben die Hochgewitter zerhaut und sein Rauschen ist unzählige Male als fierliche Choral über die hohen Halben und tiefen Klüftungen verklungen.

Da blüht die Art des Holzschlagers und um den ergrauten Baumveteranen ist's geschehen. Er zittert, wankt und fällt — eine klaffende Wunde in der Richtung seines Halses zurücklassend. Seines Ahnwerkes entkleidet, wird der Stamm von der Rinde befreit und in gleich große Klöße auseinandergesägt. Daß solche Arbeit dem einzelnen nicht möglich ist, liegt auf der Hand. Die Holzschläger bilden daher fast immer kleine Kolonien, indem sie eine größere Hütte gemeinsam bewohnen und, so gut es geht, zusammen wirtschaften. In der Hütte befindet sich ein großer Herd mit den Feuerstellen für jeden einzelnen, eisige rohgezimmerte Truben mit den Habeligkeiten der Holzschläger, Stroblager als Schlafstätten, Brot und Mehl, eiserne Flaschen Brantwein, Tabakvorräte und — wenn die Sache nicht zu gefährlich ist — ein verborgener Kugellager. Ist ja eine gar magere Kost, die Teichlöße und die Mehlsuppe; ein Kuchelbraten schmeckt weit besser; Kesself und Pfannen sind ja zur Hand, und am Herrntag (Sonntag) wird's dem Revierjäger wohl besser im Gemeindegewerkschause als in der Waldwildnis gefallen.

Wenn es nun aber dem Revierjäger — der die Schliche der Leute, welche er zu überwachen hat, genau kennt — doch besser in der Waldwildnis gefiele? Das ist alldann eine böse Sache. Entweder wandert der Wilderer in den Gemeindegewerkschause oder er schlägt in die unabharen und unbetretenen Gindden und haust dortselbst als wilder Waldmensch. Wenn der wildernde Holzschläger, hat das seinen triftigen Grund. Ist halt der Stutzen losgegangen und die Kugel dem Jäger mitten in die Brust gesahren. Es ist also nicht zu verwundern, daß letzterer, sobald er in die Nähe der Holzschlägerhütte gekommen ist und im buchstäblichen Sinne des Wortes „den Braten riecht“, sich seitwärts in die Büsche schlägt und die Hütte unbedacht läßt. Es kommt aber in diesem Falle immer etwas nach, worüber derjenige Holzschläger, den es trifft, nicht ganz erbaunt zu sein pflegt.

Im Kampfe mit dem Walde, den die Holzschläger führen, fehlt es wahrlich nicht an Gefahren. Stürzende Stämme, ein schlecht geführter Axtschlag, Ausgleiten beim „Auskehren“ (Ablassen) der Klöße, Gewitter, Lawinen und manches andere bedrohen das Leben der Schläger. Die Arbeit des „Rehrens“ ist ein mühsam Geschäft. Es wird auf verschiedene Weise ausgeführt. Sind dem Schläger Schluchten mit Wildwassern benachbart, so werden die Klöße einfach abgedrückt, indem man sie in den Wasserlauf hinabrollt. Im Saufen und Donnern der Rasenden vernimmt man weithin die schweren Aufschläge der zu Thal gehenden Stämme. Jeweilen richten sie sich hoch empor, gleich weißen Schlangenleibern aus dem Gisch sich aufbaumend. Andere Stämme stürzen nach, durchkreuzen sich, türmen sich übereinander, daß Wasser mächtig stauend, bis dieses in wildem Schwall das Hindernis bewältigt. Mit Donnergetöse stürmt nun die vereinigte Masse von Wasser und Holz bis zum nächsten Raslenden abwärts, wo die ankommenden Klöße krachend in ihre Vorgänger hineinfahren. Einen Augenblick lang stockt und gärt es in dem brodelnden Chaos. Dann kommt wieder Bewegung hinein, es freck und regt sich das lose Gezimmer ungeheurer Blodaufhäufungen, bis alles wieder in toller Jagd thalwärts stürzt.

Es ist ein großartiges Schauspiel. Je gewaltiger der Wasserstrom, je größer das Gefälle des Wildbaches, desto imposanter läßt sich dieses Schauspiel an. Betrachtet man dasselbe von einem Standpunkte, von dem aus die ganze Schlucht zu überblicken ist, so scheinen nicht bloß Wasser und Stämme, sondern auch Felsen und Gewände in Bewegung zu sein. Bald wird die enge Durchflutung von weißem Schaum und hochaufliegenden Wassergarben erfüllt, bald richten sich die Stämme in wildem Gedränge gegen die Felsmauern auf, teilen sich zwischen Felsblöden fest, überstürzen sich vor und hinter denselben, daß man meint, das ebene Gefälle des Berges beste krachend auseinander. Am unteren Ende des Wasserlaufes, das meist die Gestalt eines weiten Kessels hat, kommen Wildwasser und Stämme zur Ruhe.

Letztere zeigen sich vielfach abgeschärft und zerfurcht. Die Anfrischung erfolgt an einem sogenannten „Rechen“ (Wehr). Von hier geht der eigentliche Flößkanal ab. Sobald die Schleuse geöffnet wird, treibt das Holz ab und gelangt in den Fluß, wo es in Flöße zusammengeschichtet, verlastet und verschifft wird, um seine Reise „ins Land hinaus“ anzutreten. Die Arbeit vom Rechen bis zur schließlichen Abtrieb verrichten nicht die Holzschläger, sondern die Flößer, deren Geschäft gleich mühsam und gefährlich ist, wie dasjenige ihrer Genossen im Hochwalde oben.

Ist ein solches Wildwasser nicht vorhanden oder soll das Holz aus einer größeren Entfernung erst in jenes geschafft werden, so wird das Holz „ausgeschleht“. Als Vorrichtung hierzu dienen die sogenannten „Holzriesen“, aus Stämmen und Böden aufgezimmerte Rutschbahnen, welche rinnenförmig über freie Abhänge, Schluchten und an Lehnen entlang geführt sind. Um das Abgleiten der Riese zu erleichtern, sind die Stämme der Rutschbahn der Länge nach angeordnet. Infolge der höhlchenartigen Anlage des Ganzen gleiten die Stämme mit zunehmender Holzgeschwindigkeit auf den Boden der Riese — den sogenannten „Dachbäumen“ — und werden durch die feillichen Wände („Wehren“, „Sattel“) daran verhindert, aus der Rinne herauszufallen. Ist die Riese sehr steil und biegt sie stellenweise in scharfe Ecken aus, so müssen an diesen letzteren starke Baumstämme schräg eingearbeitet werden. Man nennt diese Vorrichtung „Mantel“. Sind die Rutschbahnen sogenannte „vollkommen gestaltete Riesen“, so sind die Mantel nicht an allen Biegungen und Ecken notwendig, weil diesfalls der „Ueberfall“, die Rinne feillich bedeutend überragt. Bei einer solchen Riese kommt es selten vor, daß sie das Holz „auswirft“.

Um die Stämme ohne längere Zwischenpausen ablassen zu können, werden sie zuvor in der sogenannten „Aufschr“ am oberen Ende der Riese — einem Sammelbassin — aufgeschlüsselt. Alsdann werden die Blöcke rasch hinter einander auf der Rutschbahn hinabgeschoben. Ein gewaltiges Getöse hebt an, das Holz „pfeift“, das heißt es schießt pfeilschnell hinab; die Stämme prallen mit den Schnittflächen aneinander, überholen oder heumen sich, rollen durch- und übereinander — und ist eine Zeit der harten, von den Holzern mit Ärgern und Schiffschaken ausgeführten Arbeit vorbei, so daß die ganze Riese mit spießendem Holz ausgefüllt ist, dann bildet dieser aus unzähligen hellen Stämmen zusammengesetzte riesige Schlangenleib, der donnernd und strahlend auf oft unendlich langer Bahn zu Thal geht, ein Schauspiel, welches der Abtrieb in Wildwasser nichts nachgibt, ja noch interessanter — wenn auch nicht großartiger — als dieses ist.

Die Gefahren und Beschwerden dieser Arbeit ließen sich durch manchen tragischen Zwischenfall beleuchten. Wer jemals bei Holzern im Hochgebirge vorgeprochen, erkennt unschwer, wie es mit der Sache bestellt ist. Mancher Holzler hat das Aussehen eines aus der Schlacht heimgekehrten Kriegers. Sein Gesicht und seine schlanken nackten Arme sind mit Narben bedeckt; dem einen fehlt die rechte oder jener Finger einer Hand; der andere torletzt hinkend daher, denn es hat sein wollen, daß die blinkende Art einmal statt in den Stamm, laufend in — das Bein fuhr. Verrenkte oder gebrochene Arme sind an der Tagesordnung. Mancher von diesen Kämpfern im Hochwald hat eines seiner Beine oder einen seiner Arme verloren. Im ersteren Falle humpelt er alldann in den Dörfern seiner Heimat herum, hat die höhere Unerwünschtheit bewahrt und findet kein Auskommen im Atherspiel, mit dem er in besseren Zeiten seine Genossen an Feiertagen erfreute. **Schweiger-Verschied.**

Die Katastrophe in Pennsylvanien.

(Bilder S. 614 u. 615.)

Während der letzten drei Tage des Mai war ein heftiger in Colorado entstandener Regenschauer ostwärts gezogen mit einer zentralen Depression über dem Seengebiet. Dadurch wurden am Donnerstag und Freitag den 30. und 31. Mai heftige Südoststürme von der Meeresküste nach dem Seengebiet verurteilt, wobei die warme, feuchte Luft des Golfstromes nach dem Alleghanygebirge getrieben wurde. Die Folge waren heftige Regengüsse — stellenweise vier Zoll Donnerstag nacht und Freitag — und starkes Anschwellen der Flüsse. Jeder Fluß an dem westlichen und östlichen Abhänge des Gebirges wurde zu einem reißenden Strom, und am 1. Juni kamen daher von allen Seiten aus Pennsylvanien, Maryland und weiter südlich gelegenen Gebieten schlimme Nachrichten über Zerstörung von Saat, Häusern, Telegraphen und Eisenbahnen. Das Ärgste aber ereignete sich im Conemaughthale, einer am westlichen Abhänge des Alleghanygebirges gelegenen, etwa 25 Kilometer langen und nur einige Hundert Meter breiten Schlucht mit steilen Abhängen auf beiden Seiten. Zwei kleine Flüsse strömen durch das Thal und vereinigen sich am unteren Ende desselben in einem zwar nicht tiefen, aber reißenden Strom — dem Conemaugh River. Am Anfange des Thales, hoch in den Bergen, befand sich ein großes Reservoir, ursprünglich ein See, der durch Kunstbauten bedeutend vergrößert worden war — 7 Kilometer lang, 2 Kilometer breit und an einigen Stellen 100 Fuß tief. Um diese ungeheure Wassermenge zurückzubehalten, war ein 900 bis 1000 Fuß langer, 110 Fuß hoher, an der Basis 90 und am Kamm 20 Fuß breiter Damm aufgeführt worden. Der See lag 300 Fuß höher als der Ausgang des Thales, in welchem sich acht Städte befanden, von denen Johnstown, am unteren Ende, mit 25,000 Einwohnern die größte war. Unmittelbar unterhalb der Vereinigung der beiden Flüsse zum Conemaughflusse war eine steinerne Brücke der Pennsylvania-Eisenbahn erbaut. In dem Thale, welches 135 Kilometer östlich von Pittsburg liegt, befanden sich viele Fabriken, darunter das größte Stahlwerk der Vereinigten Staaten, die Cambria Iron Works. Das Wasserreservoir war anfangs zur Speisung des Pennsylvania-Kanals bestimmt gewesen.

Als die Fluten Donnerstag abend und am Freitag heranliefen, zeigte sich der Damm als bedenklich und es wurden Warnungen nach Johnstown gesandt, worauf die Einwohner den Ort zu verlassen begannen. Freitag um 5 Uhr nachmittags brach der Damm, als bereits alle Flüsse unterhalb angeschwollen

waren. Die Gewässer stürzten zunächst in das Bett des Fließens South Fork und durch dieses auf einem Umwege von 6 Kilometer in den Conemaughfluß. In einer Entfernung von 20 Kilometer rund um Johnstown wurde jedes Städtchen, jedes Dorf zerstört. Der reißende Strom war 40 Fuß tief, als er sich über Johnstown ergoß. Auf seiner Wanderung dorthin hatte er die Stadt South Fork mit 500 Häusern und 2000 Einwohnern, Mineral Point mit 800 Einwohnern, Conemaugh mit 2500 und Woodvale mit 2000 Einwohnern weggeführt.

Die ungeheuren Gebäude der Cambria Iron Company, welche 7000 Personen beschäftigte, verschwanden wie die übrigen Häuser der Stadt. Die hohen Schornsteine blieben einige Minuten stehen, allein dann stürzten auch sie zusammen. Als die riesige Wassermenge die Brücke mit furchtbarem Getöse erreichte, hielt diese — unglücklicherweise — dem Anprall stand, denn es bildete sich nun aus den Trümmern der fortgeschwemmten Städte und Dörfer ein 60 Fuß hoher und 800 Fuß breiter Damm, welcher das Wasser zurückhielt, so daß es in Johnstown 40 Fuß hoch stand. In den Trümmern aber steckten Leichen und furchterlich Verstümmelte. Noch stand aber Schrecklicheres bevor. Wahrscheinlich durch Umschlagen eines Ofens oder einer ähnlichen Ursache fing die Trümmermasse Feuer, welches Lebende wie Tote in Asche verwandelte. In die flammende Masse wurden immer neue heranschwimmende Trümmer mit kreischenden Menschen geschleudert. Die Scene war schrecklich: Kinder, bejahrte Männer und Frauen wurden vor den Augen der Zuschauer vernichtet und keine Hilfe war möglich.

Zwölf Städte und Dörfer, darunter South Fork, Mineral Point, Conemaugh, Woodvale, Johnstown, Cambria, Marcellville und Sheridan sind förmlich vom Erdboden vertilgt. Die Zahl der Verunglückten und Vermissten wird auf 15,000 geschätzt, der angrichtete Schaden auf 35 Millionen Dollars.

Cap Trinity in Unterkanada.

(Bild S. 630.)

Das nördliche Ufer des mächtigen St. Lorenzstromes, von Quebec bis hinunter zur Einmündung des Saguenay, zeigt mit seinen Uferfelsen von Urgestein, seinen dunklen Wäldern und seinen vorliegenden grünen Inseln, Landschaften von wunderbarer Großartigkeit und höchstem Charakter, ist aber wenig besiedelt. Hier haben die Indianerstämme am längsten gehaust, denn Fallenstellen, Jagd und Fischfang sind noch heute hier am ergiebigsten. Die Ansiedlung hat sich schon in vergleichsweise früher Zeit nach dem rechten oder südlichen Ufer des Stromes gezogen, der, je weiter desto mehr, das Ansehen und den Charakter eines Meeresarms annimmt. Das Gelände ist flacher und jähmer, der Boden ebener und fruchtbarer und das Klima milder. Nördlich vom St. Lorenz Felsen und Höhenzüge von Urgestein, südlich davon wellenförmiges Gelände mit Hügeln dazwischen, dichter Bewaldung, seltener Fruchtbarkeit und angenehmem Klima, wenn auch mit langem strengem Winter, und daher ziemlich besiedelt, während auf dem nördlichen Ufer nun erst eine spärliche Ansiedlung sich entwickelt. Merkwürdig ist, wie hier alles nach dem Süden hinströbt: das bestkultivierte Jagdwasser des St. Lorenz verläuft dem südlichen Ufer entlang, die große Eisenbahn von Neuschottland bis zum Griesee durchzieht das südliche Ufer, und hier herrscht in Natur und Leben ein heiterer Ton; dem nördlichen Ufer entlang herrscht eine wilde, erhabene Einsamkeit und auf dem weiten, dunklen Spiegel des Stromes sieht man hier keine oder nur wenige Schiffe, keine größeren Niederlassungen, als an den Mündungen des Saint-Maurice, des Saguenay und einiger anderen Nebenflüsse. Zwischen der Einmündung des Saint-Maurice und derjenigen des Saguenay ist erst neuerdings das bauwürdige Land vermaßen und für die Besiedlung erschlossen worden; aber an der Mündung des letzteren liegt Tadoussac, das schon vor mehr als zweihundertachtzig Jahren als Posten des Velschmonds von der Hudsonbay-Gesellschaft angelegt wurde und neuerdings eine gewisse kommerzielle Bedeutung gewonnen hat, denn der von ersten hohen Felsen eingeschlossene Saguenay ist ein stätlicher Fluß und bis hinauf zu derjenigen Strecke schiffbar, wo er sich zum Grand-Bai oder Bai de Has oder Haha erweitert. Oberhalb dieser Bai bis hinauf zur Einmündung des Chicoutami in den Saguenay liegen große Strecken fruchtbarer Landes, welche schon vor nahezu zweihundert Jahren durch die Jesuiten besiedelt wurden und lebhaften Getreidebau betreiben, und aus der ehemaligen Missionsstation der Jesuiten, Chicoutami, ist nun ein freundliches Städtchen geworden, welches die nördliche Grenze der Schiffbarkeit des Saguenay bezeichnet.

Die großartige landschaftliche Schönheit und wilde Romantik des Saguenay und seiner Uferklippen ist erst neuerdings zu verdienter Wertung gekommen. Der Fluß erinnert an die norwegischen Fjords, welche allerdings noch großartiger sind, und an den Rhein, welcher noch malerischer ist, aber die wilde Majestät, womit diese mächtigen Felsenwände von hartem Urgestein sich unmittelbar aus den rauschenden Wellen zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß erheben, gekrönt mit dunklem Wald, gesucht und zerissen durch die Erosion des Wassers, läßt einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf denjenigen aus, welcher im Kahn oder Dampfer von Tadoussac den Fluß hinauffährt.

Einen Begriff von der ersten Erhabenheit dieser Scenerie vermag eine Ansicht des Cap Trinity zu geben, nach welchem man häufig von Tadoussac aus per Dampfer oder Rutter fährt. Drei säulenartig sich aufbauende gewaltige Felsenmassen lehnen hier ihre Schauseite der weiten Wasserfläche zu, gekrönt von Wald, aus äppigem Baumwuchs emporsteigend, und schauen in eine Nacht hinein, welche von seltsam Höden eingerahmt ist. Kein passenderer Name konnte für diese Felsenbildung gefunden werden als derjenige, welche ihr schon vor bald dreihundert Jahren die frommen Väter der Mission gaben: Vorgebirge der Dreieinigkeit.

Otfred Mylius.

Albumblatt.

Beimkehr.

So zieh' ich denn in schnellem Fluge Vorbei an Berg und Meer und Strand, Froh folgend meines Herzens Juge, Das heimtreibt in mein Heideiland.

Wohl pranget in des Sommers Fülle Das reich besäufte, schöne Land, Und in des Abendgoldes Hülle Erglänzt des Stromes schimmernd Band.

Und alles lockt mich: Weile, weile, Hier labt dich Tanz und Lied und Wein. Doch lauter schreit das Herz: „O eile, — Glück birgt die Heimat dir allein.“

Mus.: Gedichte von E. Nafoer. (Krippig, Breitkopf & Härtel.)

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Saß Gaine.

Autorschte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Schluß.)

Der Anwalt erhob sich wieder und bat, daß die Zeugen des Beklagten nochmals aufgerufen werden möchten. Das geschah.

„John Brudfort, Thomas Lotzweite und Ihr, Giles, seht hierher. — Wer ist dieser Mann?“ Eine Totenstille trat ein. Die Männer, deren Namen aufgerufen worden waren, schüttelten die Köpfe einer nach dem andern. Sie kannten den Sträfling nicht. Er war in der That schrecklich verändert. Die letzten furchtbaren zwei Jahre hatten tiefe Linien auf seinem Gesichte eingegraben. In diesem Augenblick war er weniger sich selbst ähnlich als der Betrüger, welcher hier stand, um seine Person vorzustellen.

Der Anwalt fuhr fort: „Ist irgend jemand im Saal, der ihn kennt?“ Nicht eine einzige Stimme antwortete. Alles schwieg. „Will sich der Beklagte ihm zur Seite stellen?“ Drayton sprang auf mit einem geräuschvollen Lachen und trat an den Tisch. Als er näher kam, blickte der Sträfling scharf nach ihm.

„Will Frau Riison nochmals vortreten?“ Greta hatte sich bereits erhoben und hielt Pastor Christians Hand mit nervösem Griff umfaßt. Sie trat vor und kam zwischen die beiden Männer zu stehen. Auf der einen Seite stand Drayton, sein schmunzelndes Gesicht halb den Zuschauern zugewendet, auf der andern Seite stand der Sträfling, die gefesselten Hände vor sich. Sein trotziger Blick war durch Härlichkeit etwas gemildert und seine Lippen waren geöffnet, als wollte er einen Schrei ausstoßen.

„Greta,“ sagte Hugo in leisem Tone, „welcher von diesen beiden Männern ist Dein Ehemann?“

Der Anwalt wiederholte formell diese Frage. Greta hatte ihr Gesicht langsam erhoben, bis ihre Augen das Gesicht des Sträflings erreichten. Dann warf sie sich plötzlich mit einem lauten Aufschrei und strahlendem Blick an seine Brust. Ihr niedliches Köpfchen fiel auf das rauhe Gewand und ihr Schluchzen allein unterbrach die Stille im Saal.

Hugo fühlte, wie die Erregung ihm die Kehle zuschnürte. Aber er stand ruhig am Tisch. Seine schlankte Gestalt schwankte etwas und sein Gesicht zuckte. Doch sein Werk war noch nicht vollendet.

„Das ist die Antwort der Natur!“ sagte er ruhig. Darauf wurde Hugo als Zeuge aufgerufen. Mit voller und starker Stimme, welche den ganzen Saal durchdrang, erkannte er den Sträfling als seinen Bruder Paul Riison an.

Der Anwalt der Verteidigung erschien wie gelähmt. Er sagte sich jedoch wieder und sagte, mit einem Versuch zu lächeln:

„Nach diesem dramatischen Zwischenfall wird es mir vielleicht erlaubt sein, an unsern neuen Zeugen einige Fragen zu richten: Haben Sie in der Verhandlung des Kriminalgerichts, welches in Old-Bailey im Jahre 1875 stattfand, beschworen, daß die Person, welche hier in Sträflingskleidung steht, nicht Paul Riison sei?“

„Ja,“ sagte Hugo. „Nun meine zweite Frage: Haben Sie auch beschworen, daß der Angeklagte Ihr Bruder sei und also nicht Paul Drayton?“

„Auch das ist richtig.“ „Dann haben Sie entweder zu jener Zeit oder jetzt einen Meineid geschworen.“

„Zu jener Zeit war ich des Meineids schuldig!“ Der Richter warf die Frage dazwischen, ob der Zeuge sich der Größe des Verbrechens bewußt sei, zu dem er sich bekannte.



1. Holzfüllung. — 2. Abendholung. — 3. Nachruhe. — 4. Heimkehr. — 5. Holzrife.

Die Holzschläger in den Alpen. Originalzeichnung von Franz Kollarz. (S. 624.)



*Heiner Egersdörfer
Sydney 87*

Jagd auf Orizantillen. Originalzeichnung von Heiner Egersdörfer. (S. 617.)

Illustrationen

Hugo ließ den Kopf sinken.

„Sind Sie sich dessen bewusst, daß Ihnen dafür Zwangsarbeit droht?“

„Ich habe bereits ein schriftliches Geständnis abgegeben und unterzeichnet,“ lautete die ruhig abgegebene Antwort. „Mein Verbrechen ist eine unauslöschliche Schuld. Ich erkläre dies freiwillig; um Gnade zu bitten, bin ich nicht hier.“

Ein tiefes Schweigen herrschte im Saal. Auf dem Gesicht des Sträflings lag sprachloses Erstaunen.

Der Anwalt lächelte wieder.

„Ich vermute, Sie werden wissen, daß die Folge davon — wenn die Staatsanwälte die Geschichte glauben, die Sie uns jetzt erzählen — keine andere sein wird, als daß der Mann, den Sie Ihren Bruder nennen, in den Besitz der Güter, die Ihr verstorbener Vater hinterließ, eingesetzt wird.“

„Er ist berechtigt dazu.“

Der Anwalt wandte sich mit einem Lächeln nach den Geschworenen.

„Es ist immer notwendig, ein Schema zu haben, wenn man menschliche Handlungen beurteilen will. Der Zeuge war vor vier Tagen mit dem Beklagten im Streit und dies ist seine Rache. Aber ich wende mich an die Einsicht des Gerichtshofs: Ist diese Geschichte glaubhaft, ist sie nicht ein handgreiflicher Betrug?“

Wieder unterbrach ihn der Richter.

„Man wagt nicht so viel einer Lüge wegen. Der Zeuge weiß, daß wenn der Gerichtshof sich erhebt, der Sheriff ihn vielleicht ins Gefängnis abführen wird.“

Hierauf erhob sich der Anwalt der Verteidigung nochmals und bat den Präsidenten, nicht dem Zeugen in die Hände zu arbeiten dadurch, daß er ihn verhafte.

„Es ist jetzt der Sträfling zu vernehmen.“

Paul Ritson erhob den Kopf. Greta sank in einen Stuhl neben ihm. Er wurde nicht verurteilt.

Der Gefängniswärter legte eine Abschrift aus den Büchern des Gefängnisses vor; sie lautete: „Paul Drayton, fünf Fuß elf Zoll, braune Haare und braune Augen, Schenkwirt in Hendon, in London geboren. Eines Raubes bei Gelegenheit eines Eisenbahnunglücks überführt.“

„Ist diese Beschreibung von Ihnen richtig?“

Die Augen des Sträflings wanderten erstaunt umher.

„Was geht hier vor?“ sagte er in Verwirrung.

„Merken Sie auf, Mann. Sind Sie Paul Ritson, der älteste Sohn des verstorbenen Allan Ritson?“

„Wozu haben Sie nötig, dies zu wissen?“ sagte der Sträfling.

„Einem Zeugen, welchem erlaubt wurde, von dem Schauplatz einer erniedrigenden Schande vor ein Gericht zu treten, geziemt es, eine schnelle, bestimmte Antwort zu geben. Wie ist Ihr Name, Sir?“

„Ueberzeugen Sie sich selbst davon.“

„Mann,“ sagte der Richter etwas milder, „wir sitzen hier im Namen des Gesetzes, und es könnte sein, daß das Gesetz sich als Freund auf Ihre Seite stellen will.“

Der Sträfling lachte bitter.

„Bitte, helfen Sie uns also zur Aufklärung dieses gegenwärtigen, verwirren, erstaunlichen Falles durch einige aufrichtige Antworten. Wenn Sie Paul Drayton sind, so gehen Sie nach Portland zurück bis zum Ende Ihrer Strafzeit. Wenn es aber erwiesen werden kann, daß Sie Paul Ritson sind, wird Ihr Fall dem Staatssekretär vorgelegt werden, und dies zur Folge haben, daß Sie freigelassen und in Ihre Güter wieder eingesetzt werden. Vor allem also, wie ist Ihr Name — Paul Drayton oder Paul Ritson?“

Der Sträfling antwortete nicht sogleich. Endlich sagte er in leisem Tone:

„Kein Gesetz kann das Geschehene wieder gut machen.“

Der Präsident fügte hinzu:

„Bedenken Sie, wenn Sie Paul Ritson und ein unschuldiger Mann sind, so kann das Gesetz Sie mit Ihrer jungen Frau wieder vereinigen.“

Sichtlich bewegt durch diese Bemerkung, wandten sich seine Blicke dorthin, wo Greta saß, und die Spannung im Ausdruck seiner Miene ließ nach.

Wieder begann der Präsident:

„Sie sind durch zwei Zeugen als Paul Ritson anerkannt worden. Der eine behauptet, Ihr Bruder, der andere, Ihre Frau zu sein. Sind Sie wirklich diese Person?“

Auf dem Gesicht des Sträflings sah man die Seelenpein, die er litt.

Unsicher und verwirrt dachte er darüber nach, was die Folgen seiner Antwort sein würden. Er befürchtete, wenn er sagte, er sei Paul Ritson, müsse es zu Tage kommen, daß er nicht der älteste, legitime Sohn seines Vaters sei. Dann müßte das ganze Gebäude der Ehre seiner Mutter sofort zusammenstürzen. Er erinnerte sich an seinen Eid. Konnte er sechs Worte sagen, ohne ihn zu brechen? Nein, nicht sechs Silben! Wie würde dieses schwachhafte Volk sich freuen, einen guten Namen in den Staub gezogen zu sehen.

„Sind Sie Paul Ritson, der älteste Sohn von Allan Ritson?“

Der Sträfling blickte wieder nach Greta, diese erhob sich neben ihm und rief:

„Gib Antwort, gib Antwort!“

„Ich kann nicht antworten,“ sagte der Sträfling mit lauter, zitternder Stimme.

In diesem schrecklichen Augenblick schien ihn seine Kraft zu verlassen. Er sank zurück in den Stuhl, von welchem Greta sich erhoben hatte.

Sie stand neben ihm und legte ihre Hand zärtlich auf sein Haupt.

„Sage ihnen, daß es wahr ist,“ drängte sie. „Sage ihnen, daß Du mein Mann bist. Sag, o, sag es doch!“ rief sie im Tone flehender Bitte.

Er erhob seine müden Augen zu den ihrigen mit der stummen Bitte um Schonung und Schutz gegen die drängende Gewalt der Liebe.

Nur Hugo allein von allen Anwesenden verstand, was in der Seele des Sträflings vorging.

„Paul Ritson ist der rechtmäßige Erbe seines Vaters und seiner Mutter rechtmäßiger Sohn,“ murmelte er hörbar.

Der Sträfling wandte sich dahin, wo sein Bruder saß, und sah ihn an, als ob seine Gedanken nach den fehlenden Gliedern einer Kette von Thatsachen forschten.

Der Anwalt der Verteidigung erhob sich.

„Das Zeugnis des unglücklichen Sträflings wird nicht als Mittel zur Täuschung dienen. Er ist Paul Drayton und er kann nicht dazu gebracht werden, daß er behauptet, Paul Ritson zu sein.“

Die tiefe Stille im Saal wurde durch das Öffnen einer Thüre hinter dem Gericht unterbrochen. Zwei Frauen standen auf der Schwelle. Die eine von ihnen war klein, gebeugt und alt, es war Frau Drayton. Die andere war eine Nonne mit Schleier und Haube — Schwester Grace.

Hugo bog sich nach dem Anwalt der Klage hinüber, welcher sich darauf rief und sagte:

„Die Zeugin, die ich als tot für die Welt bezeichnete, ist jetzt im Gerichtssaal zugegen.“

Inmitten des Stimmengewirrs wurde die Nonne an die Tafel geführt. Sie erhob ihren langen Schleier und zeigte ein ruhiges, bleiches Gesicht. Nach den gewöhnlichen Formalitäten redete sie der Anwalt an:

„Frau Ritson,“ begann er, „sagen Sie uns, welcher von diesen beiden Männern Ihr Sohn ist.“

Schwester Grace antwortete mit klarer, sanfter Stimme:

„Beide sind meine Söhne. Der Sträfling ist Paul Ritson, mein Sohn mit Allan Ritson, der andere ist Paul Lothar, mein Sohn aus einer unglücklichen Verbindung mit Robert Lothar.“

Drayton sprang auf.

„Nun ist's genug davon!“ rief er heftig. „Ich will verdammt sein, wenn ich es noch länger aushalten kann.“

Borne bog sich zu ihm hinüber und flüsterte:

„Wahnsinniger, was thun Sie? Schweigen Sie doch!“

„Es kommt alles zusammen. Da ist auch noch die alte Frau, welche kam, um mich noch mehr hineinjureiten.“

„Ich sage ein für allemal, ich bin Paul Drayton, das bin ich, wenn ihr's wissen wollt!“

„Der Sheriff möge diesen Mann vor einen Friedensrichter führen,“ sagte der Vorsitzende.

„Sie sind es, der mich in diese Patsche gebracht hat!“ schrie Drayton, zu Borne gewendet, „ohne Sie wäre ich jetzt in Australien!“

„Der Sheriff möge auch zugleich Herrn Borne verhaften,“ sagte der Vorsitzende. „Was Sie betrifft, mein Herr,“ fuhr er, zu Hugo gewendet, fort, „so werde ich Ihre Anzeige dem öffentlichen Ankläger mitteilen — und es den Dienern des Gesetzes überlassen, in Bezug auf Sie ihre Pflicht zu thun.“

Die Klage auf Ausweisung wurde vertagt. Drayton und Borne beunruhigten die Welt nicht mehr lange. Innerhalb eines Monats wurden sie verhört und zusammen verurteilt, der eine wegen Annahme eines fremden Namens und beide wegen Komplott.

Paul Ritson wurde in das Stadtgefängnis abgeführt bis zum Eintreffen von Instruktionen vom Staatssekretär. Hugo verließ den Gerichtssaal als freier Mann.

Hugo kehrte in seine Wohnung beim Schacht zurück. Auf dem Wege dahin kam er an einer Gruppe von Leuten vorüber, welche sich an der Brücke versammelt hatten. Sie traten zurück, als er vorüber ging, aber kein Zeichen des Erkennens war auf seinem steinernen Gesicht zu bemerken. Nachmittags kam ein Anwalt aus Carlisle und fertigte einen Kontrakt über den Verkauf der Maschinerie und der ganzen Anlage aus. An demselben Abend, als die Männer der Tageschicht den Schacht verließen und die der Nachtschicht im Begriff waren, einzufahren, wurden alle Löhne ausgezahlt. Dann schloß Hugo seine Thüre und begann wieder sein trostloses Aufundabgehen in dem Zimmer.

In dieser Nacht — es war Mittwoch nacht — als sich die Dunkelheit auf Berge und Moorland herabsenkte, ertönten Schreckensrufe in dem Thal. Sie gingen von der Grubeneinfahrt aus und verbreiteten sich schnell nach allen Seiten. In weniger als einer Viertelstunde waren hunderte von Männern, Weibern und Kindern an der Einfahrt in den Schacht versammelt. In der Grube war ein Sandsturz vorgefallen und einige der Leute waren in den verschütteten Arbeitsplätzen begraben. Geschrei,

Stöhnen und vielstimmiges Weinen stiegen in die Luft empor in einem erschütternden Chor. „Ich wußte, daß es so kommen würde.“ — „Ich habe es dem Meister schon lange gesagt.“ — „Wo ist mein Mann?“ — „Und wo ist der meinige und mein armer Junge? Er ist erst fünfzehn Jahre alt.“ — „Hat jemand meinen Willi gesehen?“ — „Bist Du's, Robby, mein Junge? Nein.“ So oft ein Fahrstuhl mit Männern und Knaben an die Oberfläche kam, entstand ein Gedränge von Müttern, Weibern und Vätern, welche nach den Ihrigen forschten.

Hugo trat heraus und drängte sich durch das Volk.

„Wo ist der Sand herabgestürzt?“ fragte er einen Bergmann, der eben heraufgekommen war.

„In der Sandbader, zwei, drei, eins,“ erwiderte der Mann.

„Der Schacht ist also zugänglich?“

„Ja; aber das Wasser raubt sich in dem Hauptwerk und es ist nicht mehr sicher, hinabzugeben.“

Hugo hatte die Lampe des Mannes ihm aus der Hand genommen und steckte sie an seinen eigenen Hut.

„Seid Ihr fertig?“ rief er dem Maschinisten durch das Stimmengewirr zu.

Im nächsten Augenblick war er in den Fahrstuhl getreten. Unter dem von Schrecken erfüllten Volk trat ein augenblickliches Schweigen ein, als der Fahrstuhl sich nach unten bewegte.

Auf dem Grunde des Schachtes wartete eine Gruppe von Männern, um hinaufzufahren. Ihre Gesichter erschienen finster in dem düstern Licht. Ehe der Fahrstuhl den Grund erreichte, konnte Hugo schon ihr angstvolles Atmen hören.

„Wie viele von euch fehlen?“ fragte er.

„Nur noch zwei, Giles Raisley und der alte Reuben,“ antwortete einer der Männer. Die anderen hatten sich, ohne auf die Frage des Herrn zu achten, in den Fahrstuhl gedrängt und gaben bereits das Zeichen zur Auffahrt.

Hugo wandte sich zu dem Arbeitsplatz, den die Männer als Sandbader bezeichnet hatten. Der Fahrstuhl ging nach oben und der Bergmann, welcher gesprochen hatte, sah sich auf dem Grund der Grube zurückgelassen. Der eine Augenblick, den er dem Herrn geschenkt hatte, hatte ihn um seinen Platz gebracht. Er warf einen scharfen Blick nach oben und murmelte einen Fluch. Im nächsten Augenblick folgte er Hugo nach und ging einen Schritt hinter ihm.

In der tiefen Stille mißte sich nur das Geräusch ihrer Schritte mit dem „drip, drip“ des durchsickernden Wassers.

Als sie etwa hundert Schritte den engen Gang hinabgegangen waren, hörten sie einen andern, viel schrecklicheren Laut, ein Geräusch, wie es die See hervorbringen würde, wenn sie durch die tausend Risse in dem Felsen hervorbrängen. Es war das Geräusch, das die tausende von Tonnen Sand hervorbrachten, welche aus dem Innern der Felsenmasse hervorquollen. Und durch das Zischen und Rauschen, das dem Toben der wilden See glich, hörte man das Krachen großer Balken, welche wie Bündel zerplitterten.

Inmitten dieses entsetzlichen Tumults beschleunigte Hugo seine Schritte. Der Mann folgte ihm auf den Felsen nach. Jetzt wurde ihr Vordringen durch eine Mauer von Sand aufgehalten, dann wieder krachten über ihren Köpfen die Quertäfel und die aufrechten Stäben zerplitterten und bogen sich rechts und links. Im nächsten Augenblick erzitterte der Grund unter ihren Füßen, unter dem Gewicht, das darauf herabstürzte. Sie eilten zurück und einen Augenblick darauf sank der Boden mit seiner ganzen darauf liegenden Last einige Fuß tiefer mit einem Stöhnen, wie die See, wenn sie aus einer Höhlung in einem Felsen durch die Ebbe hinausgezogen wird. Ein alter Arbeitsgang darunter war eingestürzt.

Schweigen folgte auf diesen Schlag und durch das Schweigen kam ein schwacher Ruf um Hilfe. Hugo trat einen Schritt vor, nahm die Lampe vom Hut und hielt sie vor seine Füße.

„Wo seid Ihr?“ rief er und aus der Tiefe stieg das Echo seiner Stimme empor.

Jetzt war ein Mann deutlich zu erblicken in einer Vertiefung, welche für den Luftschacht des Hauptwerkes ausgegraben worden war. Um zu ihm zu gelangen, mußte der verräterische Grund überschritten werden, an der tragenden Decke vorüber, durch welche der Sand jetzt schon durchrieselte, und unter den zerplitterten Balken hin, welche fortwährend knisterten.

Hugo zögerte keinen Augenblick. Er wandte sich, um hinabzuspringen, und sagte: „Folgt mir.“ Aber der Mann klammerte sich von hinten an ihn an.

„Um Gottes willen, thut das nicht! Ich kann nicht da hinab, und wenn mein Leben davon abhängt.“

Hugo wandte sich um und sah ihn scharf in das Gesicht.

„Wie ist Euer Name, Mann?“

„David Brait.“

„Ihr seid also der junge Bursche, dessen Frau letzte Woche starb?“

„Ja,“ sagte er mit gesenktem Kopf.

„Euer Kind starb vor ihr, nicht wahr?“

„Ja, das arme, kleine Ding!“

„Euer Vater und Mutter sind auch schon gestorben?“

„Ja, ja! Sie sind dahin.“

„Und Ihr habt niemand mehr in der ganzen Welt?“
 „Nein, niemand, ich bin allein geblieben.“
 Hugo sagte nichts mehr. Ein bitteres Lächeln spielte auf seinem weißen Gesicht und im nächsten Augenblick war er auf den Sand unten hinabgesprungen.

Der Mann wich zwei Schritte zurück und rang die Hände. Noch ehe er begriff, was vorgegangen, standen Giles Raisley und der Herr neben ihm.

„Wo war der alte Neuben? Wo habt Ihr ihn zuletzt gesehen?“ fragte Hugo.

„Mit seiner Abtheilung an der Arbeit im Hauptwerk. Aber das Wasser hat sich aufgestaut, wir können nicht durch.“

Sie kehrten zum Schacht zurück und gingen von da durch den schiefen Gang abwärts, der rechtwinklig sich vom Schacht abzweigte.

In dem langen dunklen Gang brannte ein Licht. Es war ein Grubenlicht, welches in eine Felspalte gesteckt war. Die Männer, welche dabei gearbeitet hatten, ließen es zurück, als sie davoneilten, um ihr Leben zu retten. Durch den Grund dieses Ganges lief eine tiefe Rinne, welche aber jetzt trocken war, dies war der Kanal, durch den die ganze Grube entwässert wurde.

Nennte des Lichts stiegen die drei Männer wieder auf eine Mauer von Sand und hinter derselben hervor hörten sie das dumpfe Rauschen schwerer Wassermassen.

„Wenn der alte Neuben dort ist, so ist er ein toter Mann,“ sagte Giles und wandte sich, um zu gehen.

Hugo hatte die Spitze des Sandhaufens erstiegen und schob den Sand mit den Händen weg. Nach einer kleinen Weile hatte er eine Oeffnung fertig und konnte dadurch in den dunklen Raum darunter sehen. Das Wasser war bereits mehrere Fuß tief, aber es war immer noch vier oder fünf Fuß von der Decke und über den schwarzen, plätschernden Bogen konnte man den eingeschlossenen Bergmann erblicken, welcher sich an ein Felsstück angeklammert hatte. Das Wasser reichte schon bis zu seiner halben Höhe. Als der Kerzenschein durch die Oeffnung im Sand fiel, stieß der Arme einen schwachen Schrei aus.

Im nächsten Augenblick hatte der Herr sich durch die Oeffnung wie ein Wurm hindurchgewunden und ließ sich langsam hinab. Bis zur Brust im Wasser, erreichte er den Bergmann, gab ihm die Hand und brachte ihn sicher durch die sich wieder schließende Oeffnung.

Als der Fahrstuhl wieder an der Oberfläche erschien, welcher den letzten der Verschütteten zum Leben und zum Tageslicht herausbrachte, erschallte ein lautes „Hurra“ aus vielen kräftigen Kehlen. Weiber, welche niemals viel Gutes von dem Meister gedacht hatten, lobten ihn jetzt mit berebten Zungen. Männer, welche den Mut, der in einer so schwächlichen Gestalt zu finden sein könne, gering geschätzt hatten, traten zurück, beschämt über ihre eigene Heißigkeit. Unter der roten Blut, welche das Feuer in der Maschine ausstrahlte, schmolz manches harte Urtheil.

Hugo sah wenig davon. Er achtete nicht darauf. Er nahm die noch immer brennende Lampe von seinem Hut und stellte sie beiseite, dann schritt er durch die Volksmenge nach seiner Wohnung, und als er dort angelangt war, schloß er die Thüre fest vor den Gesichtern der Nachfolgenden. Er ließ die Fenstervorhänge herab und begann wieder sein rastloses Aufundabgehen. Er war bleicher und hagerer geworden, ein düsteres Feuer brannte in seinen Augen und seine Lippen erbleichten. Sein Gang, welcher früher, ungeachtet seines Fußhüblers, rasch und fest war, wurde jetzt unsicher. Er hatte seit der Nacht, wo Mercy starb, nicht mehr geschlafen. Entschlossen, nicht mehr der Dual und den Schrecken des Schlafes sich zu unterwerfen, hatte er die langen Stunden der vier darauffolgenden Nächte in beständigem Wandern zugebracht. Er wußte, was die Folge davon sein mußte, und schrak nicht davor zurück. Nur einmal hatte er an einen kürzeren Weg zu dem Abgrund gedacht, welcher unvermeidlich vor ihm lag. Da hatte er einen Schrank geöffnet und ein Fläschchen, welches er daraus hervornahm, lange sinnend angesehen, das selbe aber dann mit energischem Kopfschütteln wieder zurückgestellt. Warum sollte er wie ein Thor in das künftige Leben hineinspringen? — So war er Nacht um Nacht gewandert und gewandert ohne Aufhören, ohne Ruhe, obgleich seine geschwächten Glieder unter ihm sich beugten und die Wände seines Zimmers vor seinen schwindeligen Augen zu schwanken schienen.

Ehe die Leute nach Hause zurückkehrten, versammelten sie sich in der Dunkelheit vor dem Hause und ließen ein letztes Hurra hören.

Der Meister hörte sie. „Dummköpfe — sie verstehen mich nicht,“ sagte er in verächtlichem Tone und setzte seinen trostlosen Gang fort. Am nächsten Morgen brachte ihm der Bergmann, der die persönliche Aufsicht für ihn besorgte, sein Frühstück. Es war nicht mehr früh, die Sonne stand schon hoch, aber die Vorhänge waren noch immer herabgelassen und auf dem Tische brannte eine Kerze. Der Mann wollte sie auslöschten und das Sonnenlicht hereinlassen, aber Hugo verbiet es ihm. Beim Anblick von Hugos bleichem Gesicht nahm das Gesicht des Mannes einen bekümmerten Ausdruck an.

„Sie sind noch ein rüstiger Mann, Lukas; wie alt sind Sie?“

„Reumundsiebzig, Herr, ich wurde achtundneunzig

geboren. Das war zur Zeit, als noch der alte Bonaparte gegen uns im Feld stand und Nelson ihn gefangen fortführte.“

„Sie haben wohl jetzt schon Großkinder?“

„Ja, Gott segne sie, auch schon Urgroßkinder, ihrer zehn, und alle gesund und froh, Gott sei Dank.“

Vom Thal herauf erklang Glockengeläute. Hugos Stirne zog sich zusammen und seine Augen verdüsterten sich.

„Was bedeutet das?“ fragte er in erregtem Tone.

„Es scheint die Kirchenglocke zu sein. Diesen Morgen wird die Leiche des armen alten Matthias und ihr kleines Kind begraben.“

Hugo rührte sein Frühstück nicht an.

„Lukas, schließen Sie die Läden und bringen Sie noch mehr Kerzen.“

Er ging diesen ganzen Tag nicht aus, sondern fuhr fort, in dem dumpfen Zimmer auf und ab zu gehen. Als die Nacht anbrach, wurde er fieberhaft aufgeregter und klingelte fortwährend nach dem alten Bergmann. Immer hatte er nur irgend einen kleinen Auftrag oder eine unwichtige Bemerkung zu machen.

Endlich verstand der alte Mann seinen Wunsch und begann sich für die Nacht einzurichten. Während der ersten Stunden sprachen sie viel und Hugo lachte und scherzte häufig. Aber die Atmosphäre, die einen schlaflosen umgibt, wirkt immer einschläfernd, und trotz seiner Anstrengung, sich wach zu erhalten, entschlummerte Lukas in seinem Stuhl. Dann herrschte während langer Stunden ein düsteres Schweigen, das nur durch das momentane Geräusch der Schritte innen und durch das Pochen der Maschine draußen unterbrochen wurde.

Am nächsten Tag, Freitag, schien die Sonne prächtig, aber die Läden des kleinen Hauses beim Schacht blieben geschlossen und die Kerzen brannten immer noch auf dem Tische. Hugo war merklich schwächer geworden, aber er setzte seinen trostlosen Gang fort. Dem alten Bergmann war es verboten, nach dem Arzt zu senden, es gelang ihm jedoch, eine Botschaft an den Vikar gelangen zu lassen.

Diese Nacht wachte er wieder mit seinem Herrn. Wenn das Gespräch stockte, begann er zu singen. Zuerst einen Psalm Davids: „Der Thor sagte in seinem Herzen, es ist kein Gott“, dann eine Hymne auf die Erlösung durch Christi Blut.

Es wäre ein seltsamer Anblick für fremde Augen gewesen, der alte Mann, noch immer rüstig, trotz seiner neunundsiebzig Jahre, geliebt von der Schar der Seinigen, mit einem Glauben begabt, welcher in sich selbst schon die Erfüllung seiner Hoffnungen trug; den Kopf wiegend und singend in der Einsalt seines Herzens. Der andere Mann — kaum dreißig Jahre und doch schon alt, der Jugend und Leben verfehlt hatte; seine hageren Wangen so bleich wie Leinen, die Augen in düsterem Glühend, allein in der Welt, der Verzweiflung anbeingefallen, mit unsicheren Schritten rastlos gehend, während die ganze Gestalt erzitterte und nach Gleichgewicht zu ringen schien mit einem gezwungenen Lächeln auf den trockenen weißen Lippen.

Als der Gesang erdigte, hielt Hugo plötzlich an und wandte sich nach dem alten Bergmann um.

„Lukas,“ sagte er, „ich glaube, es werden Ihnen viele das Geleit geben, wenn Ihre Zeit gekommen ist.“

„Ja, wenn es Gott gefällt,“ antwortete der Bergmann, „meine Kinder und Kindeskinde und dazu noch deren Kinder werden da sein. Vielleicht werden sie mich neben die Mutter legen — die gute, alte Seele.“

Hugos Gesicht wurde noch düsterer, als er seinen Gang fortsetzte.

„Nun, was liegt daran?“ fragte er sich selbst. „Es ist genug, wenn der Nachtwind am Grabe eines Mannes stöhnt.“

Am andern Morgen, Samstag, schrieb er einen Brief und sandte Lukas damit nach der Post ins Dorf. Dann besorgte er einige Geschäfte, die sich auf das Bergwerk bezogen. Hierauf schloß er die Thüre und verriegelte sie. Als der Alte das Mittagessen brachte, klopfte er vergebens und mußte damit weggehen.

Die Nacht brach an und noch immer erhielt der Alte keine Antwort auf sein Klopfen. Nach Sonnenuntergang hatte sich ein starker Wind erhoben; es schien, daß die Nacht stürmisch werden sollte.

Gegen zehn Uhr kam der Vikar. Er hatte lange mit seinem eigenen Herzen gerungen und sich gefragt, was ihm die Pflicht vorschriebe. Er kam endlich zufolge der Bitte des Bergmanns und klopfte an die Thüre. Keine Antwort erfolgte. Der Wind brauste laut durch die Bäume, aber er konnte doch die rastlosen Schritte im Innern vernehmen und klopfte wieder und wieder.

Dann wurde der Schlüssel herumgedreht, die Riegel zurückgezogen und eine seltsame und dennoch bekannte Stimme rief:

„Kommen Sie herein, Pastor Christian.“

Der Vikar trat ein. Als sein Blick auf Hugos Gesicht fiel, schauderte er, wie er nie zuvor geschaudert hatte. Schon viele Male hatte er den Tod auf einem lebendigen Gesicht gesehen, aber noch niemals so wie hier. Die bleichen Züge waren wie versteinert, die weißen Lippen herabgezogen, die tiefliegenden Augen glänzten in düsterer Glut. Die gelben Hände waren hager und rastlos. Auf der schwer gefurchten Stirn lag Verzweiflung, aber keine Reue;

die geschwächten Glieder zitterten, gingen aber immer rastlos weiter — weiter, weiter, weiter — einen längeren Weg, als von Sabbatha nach Selgatha. Schon die Atmosphäre des Zimmers hatte einen Hauch des Todes in sich.

„Wir wollen beten,“ sagte der Vikar, und ohne ein weiteres Wort ließ er sich auf die Kniee nieder.

„Ja, beten Sie für mich, aber es ist verlorene Mühe; nichts kann mich retten.“

„Lasset uns Gott anrufen,“ sagte der Vikar. Hugo stieß ein bitteres Lachen aus.

„Was? Soll ich die Hefe und den Abschäum meines Lebens vor ihn bringen? Nein!“

„Das Blut Christi hat die Welt erlöst, es kann den schlimmsten Sünder von uns allen erretten und den schweren Jern des Herrn abwenden.“

Wieder brach Hugo in ein bitteres Lachen aus.

„Das Ende ist gekommen von all der Sünde und Sorge. Was liegt daran? Nein,“ fügte er mit schauerlicher Feierlichkeit hinzu, „meine Seele ist verschmachtet, sie ist bereits dem nimmer sterbenden Wurm verfallen. Morgen bei Sonnenaufgang werde ich sterben.“

„Kein Mann weiß den Tag noch die Stunde —“ Hugo wiederholte mit schauerlichem Nachdruck:

„Ich werde sterben, wenn die Sonne aufgeht, am Sonntagmorgen.“

Der Vikar blieb die schwere, lange Nacht hindurch bei ihm. Der Wind stöhnte und heulte außen und leckte die Wände wie Schlangenzungen. Der Vikar betete andächtig, aber niemals stimmte Hugo mit ein. Auf und ab, auf und ab, so setzte der sterbende Mann seinen graufigen Weg fort. Einmal hielt er an und sagte mit einem geisterhaften Lächeln:

„Das Sterben ist eine alte Geschichte; seit sechstausend Jahren ist es jeden Tag dasselbe, und doch finden wir es immer wieder so schrecklich wie je zuvor.“

Gegen drei Uhr morgens öffnete er die Läden. Es war noch immer dunkel, als ob die Dämmerung noch fern wäre.

„Sie kommt doch,“ sagte er ruhig. „Ich weiß, sie muß bald kommen. Gehen wir hinaus, ihr entgegen.“

Mit Anstrengung zog er seinen Rock über die Schultern, setzte den Hut auf und schritt zur Thüre.

„Wohin, wohin?“ fragte der Geistliche und seine Stimme zitterte.

„Hinauf auf die Spitze des Felsens.“

„Warum dorthin?“

Hugo wandte ihm seine schweren Augen zu.

„Um die neue Morgendämmerung zu sehen,“ sagte er mit düsterem Pathos.

Er war schon hinausgetreten in die Dunkelheit, der Vikar folgte ihm nach. Sie gingen den Weg entlang, welcher durch das Moor nach dem Fuße des Kohenglockenfelsens führte. Der Alte bot Hugo den Arm, aber dieser schüttelte den Kopf und ging einen Schritt voraus. Es war ein schrecklicher Gang. Der Wind hatte sich gelegt, in der Luft mischten sich Nacht und Tag. Der Sterbende ging mit Anstrengung weiter, aber mit dem unverzagten Mut eines verwundeten Löwen. Schritt um Schritt stiegen sie mit peinlicher Anstrengung an dem kahlen Abhang des Felsens in dem grauen Morgenlicht empor. Endlich erreichten sie den Gipfel.

Unter ihnen lag das Moorland noch dunkel und stumm. Sie waren von Nebel umgeben. Es schien, als ob sie inmitten der Wolken auf einer Insel ständen. Das Tageslicht begann den bleichen Wolfenschleier zu durchdringen, dann brach der junge Tag mit seiner wunderbaren Strahlentrone hervor und überflutete die Erde mit einem Ozean von Licht.

Auf dem Gipfel begann Hugo wieder seinen trostlosen Gang. Sein ganzes Wesen veränderte sich, die starren Lippen belebten sich, die Glut des düstern Auges schmolz, die zusammengesogene Stirne glättete sich und zum erstenmal seit vielen Jahren weinte er wie ein kleines Kind.

In demselben Augenblick schwebte die Sonne empor — Hugo schwankte, strauchelte und brach lautlos zusammen. Pastor Christian beugte sich über ihn — das Morgenrot warf seinen warmen Schein auf ein weißes Totengesicht — der neue Tag war angebrochen.

Am folgenden Donnerstag standen zwei Trauernde vor einem offenen Grabe im Kirchhofe von Neuland. Einer derselben trug weißes Haar, der andere erschien in der Jacke und Mütze, mit dem Abzeichen und der Nummer. Der Totengräber und sein Gehilfe hatten den Sarg zu seiner letzten Ruhestätte herabgelassen und traten beiseite. Ein großer Mann lehnte an der Pforte des Kirchhofs und eine Gruppe von Männern und Frauen stand schweigend beim Portal der Kirche. Die Nachmittagssonne senkte sich schon tief und die Schatten der Grabsteine streckten sich lang aus auf dem Gras.

Der Sträfling ließ sich auf die Kniee nieder und blickte lange schweigend in das Grab hinab. Als er sich wieder erhob, war die Gruppe, welche sich am Portal versammelt hatte, verschwunden und aus der alten Kirche hörte man die Klänge einer Hymne. Es war der Dorfschor, der übte. Die Welt rollte bereits wieder im alten Geleise.

Zwei Tage später hatte sich eine große Menschenmenge vor dem alten Rathaus in Keowick versammelt. Männer, Weiber und Kinder lachten, scherzten und sangen. Die Thüre des Rathauses wurde geöffnet und zwei Männer kamen heraus. Der eine war Paul Rifson, doch nicht mehr in Sträflingskleidung, der andere war der Vikar. Das Volk begrüßte sie mit jubelnden Zurufen, hob sie in ein kleines Fuhrwerk, das auf dem Marktplatz stand, spannte die Pferde aus und drängte sich an die Deichsel. Dann fuhr sie unter Hurra durch das Städtchen und auf der Landstraße dahin, dichte Staubwolken hinter sich lassend. Sie hatten sich nach der Straße längs der Westseite des Thales gewendet; als sie am Wald hinfuhren, stand ein alter, tiefschweigender Mann bei dem Kohlenmeiler und schürte das Feuer. Er richtete sich auf, stützte sich auf seinen eisernen Stab und blickte nach der lärmenden Volksmenge. Der Wagen fuhr vorüber inmitten der Jubelrufe und lauten, heiteren Lachens. Dann wandte sich der Alte schweigend wieder seiner Arbeit zu.

Als sie bei dem Pfarrhaus angekommen waren, sprang Paul vom Wagen, öffnete die Thüre und eilte in das

Haus. Greta erwartete ihn daselbst, und in einem Augenblick war sie von seinen Armen innig umschlossen. „Endlich!“ flüsterte er.

Ihr Herz floß über, sie legte ihr schönes junges Gesicht an seine wogende Brust und weinte süße, stumme Thränen.

Der Vikar kam langsam näher, umgeben von geräuschvollem Gedränge. Die Vordersten und Lautesten waren der Schmied und der Müller, gleich hinter ihnen kamen der Wirt und der Briefbote. Alle schriec, als ob sie eiserne Kehlen hätten.

Wieder ging es an diesem Abend hoch her in der Goll. Zuerst kam das Festessen in der alten Küche mit mächtigen Stücken Roastbeef, Lammviertel, Erbsen, süßem Budding und Kuchen, darauf folgte der Tanz in der festlich erleuchteten Scheune.

Paul und Greta aber saßen im Pfarrhaus allein, in tiefem Schweigen, mit verschlungenen Händen. Der Vikar ging ein und aus in heiterem Gespräch über die kleinen Ereignisse des Alltagslebens, als ob es niemals durch so schreckliche Jahre getrübt worden wäre. So saßen sie bei-

sammen bis Mitternacht, dann nahm der Vikar seine Kerze und ging zu Bett. Peter erschien noch mit einem Briefe, den er soeben vom Postboten empfangen hatte.

Paul öffnete den an ihn adressirten Umschlag. Er enthielt einen Brief, in einem Bogen Papier eingeschlagen, welcher den Stempel des Klosters Sankt Margaret trug und die kurzen Worte: „Abgesandt von Schwester Grace.“ Paul begann den Brief laut zu lesen, während Greta über seine Schulter blickte. Aber bald bebte seine Stimme und er verstummte. Dann überflogen die Augen beider in tiefem Schweigen die geschriebenen Worte:

„Mutter, ich habe Dir schwer Unrecht zugefügt, aber auch Deine Schuld kann nie wieder gut gemacht werden. Die Vergangenheit lehrt nie zurück, und was geschehen ist, ist geschehen. Es ist uns nicht vergönnt, die Sünde und Leiden der vergangenen Tage auszutilgen, sie stehen da, unauslöschlich. Ich bin nicht der böse Mensch, der ich vielleicht schien. Aber was nützt es jetzt, mich zu verteidigen? Und wer würde mir glauben? Mein Leben war ein langer Irrtum und die Fäden meines Schicksals so wirr durcheinander geschlungen. Habe ich nicht vor-



Cap Trinity in Unterkanada. (S. 625.)

unferer engen, kleinen Welt für einen strengen und gefühllosen Menschen gegolten? Der Mehltau, der auf meine Seele gefallen, war die Leidenschaft. Nach Liebe dürstend, wo Liebe nie erwidert werden konnte, bin ich die Ruine dessen, was ich hätte sein können. Wenn ich wesentlich Böses that, geschah es erst dann, als die Leidenschaft mich überwältigt hatte; wenn ich die Dinge anders ansah, als sie in Wirklichkeit waren, so war es die Leidenschaft, die mich blind machte. Mutter, wenn einer über uns ist, der auf unser Leben schaut und es richtet, so wird er dies gesehen haben und mir's anrechnen, wenn er sein Urteil spricht.

„Sage ihr, daß ich ihr Frieden wünsche. Wäre ich ein Mann, gewöhnt zu beten, so würde ich den Himmel bitten, sie zu segnen. Aber mein Herz ist verdorrt und unfruchtbar, und was überhaupt sollte mein Gebet vermögen? Der Liebe eines edlen Mannes habe ich sie endlich zurückgegeben — endlich, und nun ist mein zerstörtes Leben abgelaufen. Ich stehe am Ende — ein trauriges Ende!

„Mutter, ich werde nicht leben, um die irdische Strafe

meines Verbrechens abzuwarten. Aber sei unbesorgt, niemals wird meine Hand gegen mich selbst gerichtet sein, dessen sei sicher, was auch sonst Dir zweifelhaft erscheinen möge! Bald jedoch, ich weiß es, sehr bald wird dieses leidenschaftliche, rebellische Herz vor dem Gericht des Allmächtigen stehen, das seiner harret!

„Lebe wohl, Mutter, lebe wohl!“

Aus Natur und Leben.

Herkunft und Name der heutigen Bulgaren.

Wir wissen, daß die Niederlage der Hunnen auf den katalanischen Gefilden keineswegs das Ende ihrer Herrschaft bedeutete. Ostgoten und Gepiden mußten erst kommen und dieselben in Pannonien so gewaltig auf das Haupt schlagen, daß die Ueberlebenden rastlos bis an die Wolga flohen. Die Ostgoten zogen sich hierauf vom Pontus donauaufwärts und besetzten auch die ehemaligen hunnischen Gebiete. Dadurch bekam ein anderes Volk Gelegenheit, von Norden her in die verlassenen Götensitze an der

unteren Donau und am Pontus nachzurücken, nämlich die Wenden. Dieser Name begriff in der damaligen Zeit alle Stämme in sich, welche wir unter der heutigen Bezeichnung der Slawen zusammenfassen, während letztere Benennung in der Form Sclawonen bei Griechen und Römern nur für den westlichen Ast der Wenden galt, deren östlichen die Anten darstellten. Bei dem Einbruche der Awaren in die pontischen Länder wurden auch die Wenden in Mitleidenschaft und Kampf gezogen, und bei dieser Gelegenheit muß auch ein Zweig der Anten, des östlichen Wendenastes, vor den Awaren ausgewichen und von den Römern in Mösten aufgenommen worden sein; denn im Jahre 594 finden wir daselbst Anten als römische Bundesgenossen, gegen welche der Chagan der Awaren aus Raube seinen Feldherrn Apshich mit einem Heere sendet. In der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts werden die sogenannten sieben Geschlechter der Slawonen in Mösten, wo die Anten sich niederließen, genannt, so daß also hier nur der Name des westlichen Wendenastes an die Stelle des östlichen trat. Diese wendischen Anten nun müssen als die älteren Stammväter der heutigen Bulgaren angesehen werden, und es würden letztere sicherlich, hätten sich die Verhältnisse ruhig fortentwickelt, von uns Deutschen Anten oder Enten, auch Anten oder Enzen nach oberdeutschem Sprachgebrauch genannt werden. Denn aber sollte nicht so sein. Aus den Steppen an der Wolga waren die Bulgaren, welche als die wieder zu Nacht gekommenen

Das Kanonenfieber. Originalzeichnung von J. Bahr.



Ein Kapitän und zwei Soldaten,
Die ziehen aus zu Heldenthaten.



Zum Stoffel spricht der Herr Kap'tän:
„Hier bleibt Er als Vorposten stehn!“



Der Stoffel traut dem Frieden nicht:
Der böse Feind, der schießt und sticht!



„Ha! kommt dort hinterm Heckenhor
Nicht eines Feindes Heimbusch vor?“



„Herrgott! Schon hab' ich Aufgetrappel!
Mich rettet nur die hohle Pappel!“



Im Baume, daß sich Gott erbarm',
Befindet sich ein Wespenhauf!



Doch niht es nihts, er muh hinein;
Der wilde Stier stößt hinterdrein.



Zu seinem Glücke wirft sich auf
Den Stier der ganze Wespenhauf!



Der Kapitän und ein Soldat
Bald drauf zur Ablösung sich naht.



Sie suchen hin und suchen her
Und finden nur das Schießgewehr.



„Vielleicht,“ hat der Soldat gesprochen,
„Ist er in diesen Baum getrocken.“



„Da wird nichts andres übrig bleiben,
Als mittelst Rauch ihn auszutreiben!“



Rauch zieht der Rauch im Baum empor,
Steckt Stoffel seinen Kopf hervor.



Zum Hauptquartiere bringt man ihn
Halbtot vor Angst und Schrecken hin.



Und schließlich kriecht zu allem Schmerz
Auch noch Krack das Hasenherz.

Günner betrachtet werden müssen, neuerdings westwärts gekürrt und mit Goten, Awaren, Wenden und Römern in die erditterten Kämpfe geraten. Ein Teil dieses wilden Volkes überschritt ungefähr um das Jahr 670 die untere Donau und unterwarf sich das Land bis an den Gänus oder Balkan. Dadurch kamen die antischen Wenden unter die Herrschaft der Bulgaren, und Land und Leute mißten sich zur Annahme des Namens der Eroberer bequemen, obwohl die wendische oder nach unserer heutigen Ausdrucksweise die slavische Sprache wegen der Mehrzahl ihrer Träger obfielgte. Die Bulgaren heutigen Tages erscheinen also als ein Mischvolk aus Ariern, das ist den antischen Wenden, und aus Mongolen, das ist den hunnischen Bulgaren. Es dürften deshalb von denselben nicht nur, was alte, angehäumte Gewohnheiten, Gebräuche, Sitten und Sagen betrifft, sondern auch was die Anthropologie angeht, noch manche bemerkenswerte Beobachtungen geholt werden können.

Die sibirische Bahn.

Eine vierundzwanzigstündige Reise auf der Eisenbahn dünkte uns vor wenigen Jahren noch sehr lang; allmählich haben wir uns jedoch bereits in dieser Hinsicht an Stundenzahlen gewöhnt, welche an die bei Schiffsreisen üblichen erinnern, und zwar namentlich infolge der Eröffnung der amerikanischen Pacificbahnen, deren Jüge zur Zurücklegung der weiten Strecke zwischen beiden Weltmeeren 5 bis 6 Tage brauchen. Ist aber einmal die sibirische Bahn zu hande gekommen, woran bei der russischen Energie kaum zu zweifeln, so werden auch die Fahrzeiten der Pacificbahnen geringfügig erscheinen. Wie wir einem Vortrage des Eisenbahnbauinspektors Claus entnehmen, beträgt die Länge der geplanten Bahn von Samara am westlichen Abhänge des Urals bis Irkutsk 4723 Kilometer. Dazu kommt die schwierige Gebirgsstrecke von Irkutsk nach Nerchinsk am Ufer des Amur mit 1200 Kilometer, etwa 400 Kilometer für die Abzweigungslinie Ussuri-Wladiwostok, sowie die 3000 Kilometer Dampfschiffahrt auf dem Amur zwischen Nerchinsk und Ussuri. Das macht zusammen über 9300 Kilometer oder nahezu ein Viertel des Erdumfangs am Äquator, wovon freilich streng genommen die 3000 Kilometer Flußfahrt einstweilen abzuziehen sind, da der Bau des Schlußstückes am Amurufer einstweilen als überflüssig bezeichnet wird. Da die Bahn als Bahn untergeordneter Bedeutung betrieben werden soll (es werden also nur 21 Kilometer in der Stunde zurückgelegt und man stellt den Betrieb bei Nacht ein), so dürfte die Reise von Samara nach Irkutsk 250 Stunden oder etwa 10 Tage, die Reise von dort nach dem stillen Meere weitere 15 Tage beanspruchen. Jetzt dauert eine Fahrt nach Irkutsk mehrere Monate und ist äußerst beschwerlich. Zum Vergleich sei bemerkt, daß die Entfernung von Königsberg über Berlin nach Basel 1500 Kilometer beträgt, und daß die kanadische Pacificbahn von Ottawa bis zum stillen Ocean 4600 Kilometer lang ist. Selbstverständlich werden die Jüge der sibirischen wie auch der transsibirischen Bahn rein schiffsmäßig eingerichtet, also mit Schlaf- und Speisewagen.

Was über „unsere vier Pfähle“ berichtet werden kann.

Mit den sprichwörtlich gewordenen „vier Pfählen“ sind ursprünglich nur die vier Stützen und Wandpfeiler eines sogenannten „gestrickten Hauses“ gemeint, welche mit ihren ineinandergefüigten Stämmen sich verziehen lassen. Schiebt man sie vom Platze, fällt darauf das Kellerloch wieder aus und ebnet die Herdstelle, so ist man bereits im nächsten Sommer außer hande, die Stelle genau zu erkennen, wo sich ein Holzbau sich erhob. Das hölzerne Haus ist, ohne daß man gezwungen war, es niederzubrechen, schnell aus einer abgeweideten Flur in die nächste fruchtbare hünerbergeshoben worden, welcher Manipulation man noch heutzutage im Kanton Appenzell begegnet. Kein Wunder darum, daß man das allemännische Haus, welches durchaus hölzern, zum „fahrenden Gut“ gemacht hat.

„Holz, laß dich bauen gern,
Diese Stadt soll heißen Bern!“

Wer kennt nicht diesen Reimspruch, welchen man beim Ausroden des Bauplatzes für die Holzbauten der zu gründenden Stadt gesprochen haben soll, welche später allerdings auch Steinbauten aufwies.

Ueberhaupt ist der Holzbau in der deutschen Vorzeit, wie der treffliche Altertumsforscher Nothholz nachweist, so entschieden vorherrschend, daß der Steinbau dagegen entschieden zurücktritt, in manchen Gegenden sogar nur vereinzelt vorkommt. Originell ist in unserer Sprache, daß das Wort Frauenzimmer sowohl das einzelne Wohngemach als auch zugleich dessen Bewohnerin bezeichnet. Die Ausdrücke Mannsbild, Weibsbild, Frauenbild führen auch gezimmerte, aus einem Baumstamm geschnitzte Menschen.

Marokkanisches Postwesen.

Das Postwesen in Marokko befindet sich heute noch in demselben Zustande wie vor 1100 Jahren, und die marokkanischen Postboten gehören zu den bedauernswertesten Menschen auf der Erde. Der Postdienst wird von den nackten, halb verhungerten arabischen Eilboten mit großer Ehrlichkeit und Geschwindigkeit für die elendeste Bezahlung besorgt. Einige Datteln und etwas Durahfrucht bilden ihre einzige Nahrung. Sie legen ihre Wege in einer Art Trab zurück unter brennender Sonne, bekommen tagelang keinen Baum zu sehen und keinen Tropfen Wasser zu trinken; sie marschieren durch Wälder voll wilder Tiere, erklimmen Berge, die für Maultiere unzugänglich sind, durchschwimmen Flüsse, in die sich Pferde nicht hineinswagen. Ihre Nachtruhe beschränkt sich auf einige Stunden. Die Reise von Tanger nach Fez, zu der ein Maultier fünf Tage gebraucht, legt ein Eilbote zu Fuß in dreieinhalb Tagen zurück.



Aus allen Gebieten.

Der Hausschwamm.

Der gefürchtete Gast unserer Wohnungen, wird von Professor Rob. Hartig (München) in seinem Werke: „Der echte Hausschwamm, Berlin 1888“ als eine zur Jetztzeit heimtöliche „Kulturpflanze“ bezeichnet und soll bisher niemals in Wäldern wildwachsend beobachtet worden sein. Diese Ansicht ist aber jetzt durch Beobachtungen, die P. Hennings vom Botanischen Museum zu Berlin im Grunewald gemacht und in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ veröffentlicht hat, als unrichtig erwiesen worden. Hennings fand nämlich den Pilz am Grunde eines alten Kiefernstammes im Grunewald. Das an der Nordseite zerförrte morsche Holz des lebenden Stammes war mit dem flodigen weissen „Mycelium“ des Pilzes überzogen, ebenso ein Teil der Rinde, sowie der Erdboden in der nächsten Umgebung. Auch eine Anzahl der nach ausgebreiteten, lederhähnlichen Fruchtkörper des Pilzes hatten sich entwickelt, die meisten von 5 bis 8 Centimeter Durchmesser. Ein andermal wurde der Pilz auf faulenden Latzen eines niedergebroschenen Wildzaunes gefunden, welche augenscheinlich aus Kiefernstämmen des Grunewalds geschnitten waren. — Durch das Vorkommen des Hausschwammes in den Wäldern wird ein ganz neues Licht auf das Vorkommen und die Verbreitung desselben in unseren Wohnungen geworfen. Bisher erschien zum Beispiel das Auftreten des Hausschwammes in abgelegenen Försterwohnungen, in Bahnwärterhäusern und so weiter fast unerklärlich. Hartig nahm an, daß dabei Verschleppung der Sporen durch Arbeiter im Spiel sei. Durch die von Hennings gemachte Entdeckung ergibt sich eine einfachere und natürlichere Erklärung der Verbreitung des Hausschwammes. Denn es ist anzunehmen, daß das Mycel des Pilzes häufig Nadelholzstämmen bewohnt und mit dem Holz direkt in unsere Wohnungen gelangt, wo es sich unter günstigen Umständen weiter entwickelt. Das Mycel des Hausschwammes im und am Holzkörper ist mit Sicherheit nicht von dem Mycel anderer schädlicher und auch gänzlich unschädlicher Pilze zu unterscheiden. Daß die Fruchtkörper bisher nicht im Walde beobachtet worden sind, dürfte wohl darin seinen Grund haben, daß sie sich nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen, das heißt in völlig vor Wind und Zugluft geschützten Logen, bei anhaltenden (aber nicht übermäßigen) Niederschlägen und bei gemäßigter, gleichförmiger Temperatur überhaupt zu entwickeln vermögen. Die gesteigerte Bauhätigkeit und der dadurch bedingte raschere Umkehr der Baumaterialien bringen es mit sich, daß das Holz möglichst bald, das heißt frisch und feucht bearbeitet und verbaut wird. In gut ausgetrocknetem Holz stirbt das etwa darin vegetierende Mycel ab; ohne Feuchtigkeit kann es sich nicht entwickeln. Aus Sporen dürfte der Hausschwamm innerhalb der Gebäude leichter entstehen, da der aus der Spore hervorgehende Keimschlauch naturgemäß gegen ungünstige Einflüsse, namentlich Luftzug, noch viel empfindlicher ist, als das flodige Mycel. — Die ersten und notwendigen Bedingungen zur Verhütung des Hausschwammes sind demnach die Verwendung trockenen Holzes und die Vermeidung von Bauhutt und Holz aus abgebrochenen (vielleicht nicht vom Hausschwamm freien) Gebäuden, sowie Anlage von Luftkanälen längs der Bodenlager und der Umfassungsmauern (die Mycelstränge des Pilzes vermögen aus benachbarten Gebäuden selbst durch feuchte Mauern hindurchzumachen). Das Tränken des Holzes mit Kresotöl wird von Hartig als am günstigsten gegen den Schwamm empfohlen. Vielleicht, meint Hennings, dürfte Petroleum von ähnlicher Wirkung sein.

Schlechte Lampencylinder

Kommen jetzt, zum großen Verdruß aller, welche bei Lampenlicht zu arbeiten genötigt sind, in den Handel, und zwar, wie man aus den von den verschiedensten Seiten laut werdenden Klagen annehmen möchte, in großen Mengen. Diese Cylinder nehmen nach kurzem Gebrauch auf der brennenden Lampe eine dunkle, manchmal völlig schwarze Farbe an, die das Licht trübt und infolge dessen beim Arbeiten stört. Wie Sachverständige versichern, liegt die Ursache dieser Erscheinung, für welche einige Unkundige wohl das Petroleum verantwortlich zu machen geneigt sind, darin, daß in dem Glase kleine Bleiteilchen enthalten sind. Blei aber hat die Neigung, sich beim Heizwerden zu schwärzen, namentlich jedoch beim Erhitzen durch eine Gasflamme, weshalb auch bei den auf Gasflammen gebrauchten Cylindern die Erscheinung am auffälligsten hervortritt.

Wägen und Messen der Milch.

Auffallend groß ist der Unterschied zwischen Wägen und Messen der Milch. Bekanntlich ist kalte, gute Milch etwa 22 Gr. schwerer als 1 Liter oder 1 Kilo Wasser. Umgekehrt ist 1 Liter frisch gemolkene warme Milch leichter als 1 Kilo, und zwar stellt sich nach dem zehnjährigen Durchschnitt das Verhältnis folgendermaßen: 100 Liter frisch gemolkene warme Milch wiegen 91 Kilo, 100 Liter kalte Vollmilch wiegen 103 Kilo. Der Gewichtsunterschied zwischen kalter und warmer Vollmilch beträgt demnach 12 Kilo pro 100 Liter; für den Milchkauf ist dies von höchster Wichtigkeit, indem er beim Messen warmer Milch zu kurz kommt. Wird aber die Milch kalt gemessen, so befindet sich mit Rücksicht auf das Gewicht der Lieferant im Nachteil. Daraus geht hervor, daß das Wägen der Milch das einzig Richtige ist.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Eine grausame Strafe.

Als im Mai 1314 nach dem Tode Kaiser Heinrich VII. der Kurfürstentag wegen Beratung der bevorstehenden Königswahl zusammentrat, hatte der Kurfürst Waldemar von Brandenburg seinen Kanzler Nikolaus v. Buch dahin instruiert, daß er gegen die Wahl Herzog Ludwigs von Bayern wirken sollte. Buch aber ließ sich durch die luxemburgische Partei bestimmen, für den Herzog Ludwig einzutreten. Als er zurückkehrte, verurteilte ihn der Kurfürst wegen seines Ungehorsams zum Tode, doch sollte er aus Rücksicht für seine Familie nicht durch Henkershand sterben. Der Kurfürst erlangte jedoch für ihn eine der grausamsten Strafen, denn während die in seiner Zelle anwesenden Wächter des Kanzlers täglich mit den ausgefuchtesten Leckerbissen bewirtet wurden, während von der Decke alle nur erdenklichen Delikatessen, namentlich Früchte, die Buchs Lieblingsspeise waren, herabhängen, erhielt der Unglückliche keinen Bissen zu essen. Erst am sechsunddreißigsten Tage erlag der Kanzler seinen „Tantalusqualen“.

Einfache Schätzung.

„Wie stark ist Ihre Familie?“
„Wenn mer zusammenhalte, verhaun mer 's ganze Dorf.“

Kindermund.

Arthur (zum kleinen Bräuderchen): „Kannst Du denn gar nicht ruhig sein? Sieh einmal, wie artig der Papa dastht!“

Wahrscheinlich!

„Diese ägyptischen Sammlungen sind höchst interessant: betrachten Sie nur diese Gefäße aus den Königsgräbern.“
„Ah, das sind gewiß die berühmten ägyptischen Fleischtopfe!“

Gast: „Wie können Sie mir nur eine solch schmutzige Serviette geben?“
Kellnerin: „Entschuldigen Sie — die ist nur falsch zusammengelagt!“

Gewappnet.

„Liebste, Sie haben sich also wirklich entschlossen, einen Witmer zu heiraten?“
„Allerdings.“
„Und spricht er Ihnen nie von seiner ersten Frau?“
„Das mag er nicht, ich würde dann sofort von meinem dritten Manne anfangen.“

Ludwig Börne lag auf seinem Sterbebette. Der Arzt sah an dem Lager und beobachtete genau den Kranken.
„Sie husten mit großer Anstrengung,“ sagte er endlich mit würdevollem Ernste.
Börne lächelte. „In der That?“ sagte er. „Das ist eigentlich sehr selten, ich habe mich die ganze Nacht darin geübt.“

Auflösung der Damepiel-Aufgabe Nr. 12, Seite 585:

- | | |
|---------------------------------|---------------------------|
| 1) E 5 - D 6 | 1) C 7 - E 5 + am besten. |
| 2) A 5 - B 6 | 2) A 7 - E 3 +. |
| 3) F 6 - H 4 + + + und gewinnt. | |

Auflösung des Silberrätsels Seite 610:

Reis — Ende. Reisende.

Auflösung der Umstell-Aufgabe Seite 610:

1	i	e	d	e	l	e	i
2	b	r	ü	c	k	e	n
3	b	ä	t	z	n	e	r
4	s	p	ä	n	n	e	r
5	s	t	e	t	t	e	n
6	p	f	ü	n	d	e	r
7	g	e	s	t	i	r	n
8	b	a	r	k	e	i	t
9	k	i	r	c	h	e	n
10	t	f	r	u	c	h	t

Auflösung des Scherzrebus Seite 610:

Ziel Geschrei und wenig Wolle.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. D. K. in Freiburg i. B. Nicht ohne Talent, aber noch sehr un-

reit. Reime wie: „Wiese-nide“, „Wimmern-Jannern“, „Hin-Stimm“ sind bedenklicher Natur.

H. A. R. in Regensburg. „Bühnenwelt“ Berlin.

Georg Eisenmann in Dender (Col.) Fürst Bismarck ist Ehren-

Hrn. D. K. in Virgnik. Ihr Rästel ist nicht ganz korrekt.

Georg Sutter in Bern. Der englische Titel „Mistress“ und

„Mistress“, abgekürzt „Mrs.“ und „Mrs.“ ist nichts anderes als unser

„Berlegene“ in Järich. Wie war's mit folgendem Spruch:

Des Hauses Bier ist Keinsicht, Des Hauses Ehr' Gastfreundschaft,

Hrn. Ida Berner in Berlin. „Institut de France“ ist die

Hrn. Anna K... in Florenz. Die alten Hausfarben der

Hrn. Friedrich W. in Konstant. Datismus bedeutete ursprünglich

Geplagter „Willchen“ besitzer in D. Eine größere Menge Vor-

bered, dem Gesantrieb der Wände beigefügt, soll die Fliegen fern-

Hrl. Lydia S... in Guden. 1) Ihr Wunsch soll in Bälde

Wichtige Lösungen von Rästeln, Rebus, Charaden zc. sind uns zu-

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

E. K. Da der Genuss von Käsen unschädlich für den Körper ist,

Alter Abonnent A. J. Die Ursachen des Stotterübels und

S. Et. in Tägerweilen. Als Kurorte, welche für Ihren kranken

Anfragen.*)

24) Welches Klebemittel muß man anwenden, um Staniolpapier so

25) Wie labriziert man Stärkewasser und Glucose?

Antworten.

Auf 23): Wer viel Koken hat, kann nach folgender Art sich leicht

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit

Spiritus und etwas feinem Cognac und stelle sie fest verchlössen 3 bis

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuestes und schönstes Geschenkbuch für junge Damen!

Sieben ist in neuer Auflage erschienen und durch alle Buch-

Aus der Töchter Schule ins Leben.

Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von

Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer.

Inhalt: Bildung. — „Deutsche Frau'n“, von Oskar von Erdwit. —

Zweite Auflage.

Ottav-Format, 28 Bogen stark. Preis gebunden 5 M.; in hochfeinem

Man wird finden, daß in dieser reichen und schön übersichtlich an-

Wöchentliches Inseraten-Kunstmagazin bei Rudolf Mosse

Prospekt.

Die „Illustrirte Welt“ schließt mit diesem Heft ihren siebenunddreißigsten Jahrgang.

Die „Illustrirte Welt“ ist seit ihrem Bestehen ein rechtes Familienblatt des deutschen Volkes.

Die „Illustrirte Welt“ wird auch in ihrem neuen, achtunddreißigsten Jahrgang

Die „Illustrirte Welt“ weiß den Wert eines spannenden Romans zu schätzen.

„Die Grundmühle“, von Friedrich Jacobsen

kommt eine bis zur letzten Zeile spannende und erschütternde, aber durch das Walten

„Unter dem weißen Adler“, von Gregor Samarow

schildert der gefeierte Romancier mit unübertroffener Kunst ein Stück Geschichte

Die „Illustrirte Welt“ wird wie für Unterhaltung, so auch für Belehrung sorgen.

Die „Illustrirte Welt“ läßt besondere Pflege den Spielen, Rästeln und Aufgaben

Die „Illustrirte Welt“ gibt endlich auf dem Umschlag in neuer, reichhaltiger

Das alles bietet die „Illustrirte Welt“ zu dem unglaublich billigen Preis von

30 Pfennig

für das Heft! Sie wird daher voll guter Hoffnung, überall Zustimmung zu finden,

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Mai bis Okthr. **Hamburg 1889.**
Gewerbe- u. Industrie-Ausstellung
 Handels-Ausstellung | Kunst-Ausstellung
 Gartenbau-Ausstellung | Gewerbliche Betriebe

Panorama. Taucher. Fessel-Ballon. Bergbahn-Meierei. Musikfeste. Halle für 4000 Personen.
 Herrliche Parkanlagen. Tägliche Konzerte von drei Kapellen. Beleuchtungen. Bootfahrten. Freihafen-Besichtigungen.
 Wohnungs-, Reise-, Post-, Telegraphen-Büreau am Haupteingang.

Die Stiftung
von Zimmermann'sche Naturheilstiftung
 bel Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-dilätischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Gerolsteiner Sprudel.
 Natürliches Mineralwasser mit nur eigener vollständig reiner Kohlensäure liefert ein kristallhelles, äusserst erfrischendes Tafelgetränk. Aerztlich bewährt auch als ein wirksames Mittel gegen Magensäure und zur Beförderung der Verdauung bestens empfohlen. Untersucht durch die Herren Geh. Hofrat Dr. R. Fresenius, Wiesbaden und Dr. Treumann, Hannover.

Gerolsteiner Sprudel.
 Gerolstein, Kreis Daus, Pr. Rhein-Provinz.

geschlossen „**Stock-Pfeife.**“
 D. R.-Patent No. 23772.
 Praktische Erfindung für Touristen, Turner, Kegelbrüder etc., sowie alle Freunde des Rauchens.

Sich in der freien Natur ergehen zu können und im Spazierstock die liebe lange Pfeife mit sich zu führen, ist wohl für jeden Pfeifenraucher der höchste Genuss, zumal der Gehstock, auch nachdem man ihm die Pfeife entnommen, immer noch ein eleganter Spazierstock bleibt. Die Stockpfeife ist dauerhaft, solid und geschmackvoll gearbeitet, so dass Beides, Stock wie Pfeife, nie unbrauchbar oder unansehnlich werden. Aus der Pfeife kann feiner wie grobschnittener Tabak geraucht werden, auch ist der Tabakschmutz bequem zu entfernen.
 Preis M. 5.—, gegen Einsendung oder Nachnahme.
Chr. Hagenmüller,
 Saalfeld a. Saale.

Zwanzigjähriger Erfolg!
 Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor **Dr. Modenis Bart-Erzeuger.**
 Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Diskreter Versand. Flacon M. 2.50, Doppelflacoen M. 4.—. Allein echt zu beziehen von **Giovanni Borghi** in Köln a. Rh., Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.

Vorher Nachher

Kaiser-Blume
 feinsten Sekt
 gesetzlich geschützte Marke von **Gebrüder Hoehl**
 in Geisenheim.
 Schaumweinkeller.
 In beziehen durch die Weinhandlungen.

Cognac
 der Export-Cie.
 für Deutschen Cognac
 Köln a. Rh., Saliering 55,
 bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
 Man verlange stets Etiquettes mit unserer Firma.
 Direkter Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

Tricotstoffe
 in Feiden, Aseiden, Herren- u. Damen-Anzügen empfehle in bewährten, soliden Qualitäten in allen Neuheiten
Normal-Tricotstoffe
 in Unterfeldern
 Muster frei und gratis.
 Bei Bestellungen von Musterkollektionen wolle man sich gef. auf dieses Blatt beziehen.
Wilhelm Dresel, Chemnitz i. S.

Stoffern
 wird schnell u. sich befeuchtet. Alles, was Pratt. Gefahrung u. Wischenhaft erworben, wird d. Unterricht beugt. Wer nicht gleich entlassen wird, jährt nicht. Erfolg d. Jahr. Zeug. behält.
S. u. Fr. Krenker, Kothok i. M.
 Junggasse, 37 3. 4000 M. Bern. Bäder, würde auch ander. Gesch. betreib. Licht Verbind. m. rechtlich. Mädel. od. Ww. Verf. e. R. 413 W. Hoffe, Chemnitz.

Gelbke & Benedictus
 Dresden.

G. E. Höfgen,
 Dresden-N., Königsbrückerstr. 75.
 Fabrik für Kinderwagen, Krankenfahrstühle, Netzbettstellen u. s. w.

Patent-Kinderwagen
 mit und ohne Gummibekleidung, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
 Preise von 12—120 Mk.

Kranken-Fahrstühle
 neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.
 Preise v. 36—350 M.

Eiserne Netzbettstellen
 für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
 Preise v. 12—60 Mk.

Kataloge mit Abbildungen u. Preisen auf Verlangen an jedermann. Engros. Detail. Export.

Stellung und Existenz
 gediegene kaufmännische Ausbildung durch
Brieflichen prämierten Unterricht
BUCHFÜHRUNG
 Correspondenz, Rechnen, Kontorarbeit
 Prospect u. Probeheft gratis u. franco
 A. Bitte & Co.
 an adressieren
 Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing

Photographische Apparate!
 Komplet von 50 Mk. (kein Spielzeug) vert. Jährl. Katalog gratis u. franco.
Joh. Sachs & Co.
 Welche Erzeugnisse liefert Deutschland.
 Berlin S., Ritterstr. 88.

Clariophon.
 Neues u. vorzüglichstes Musikinstrument mit 2000 wechselbaren Musikstücken von Metall. Preis pro Glasophon mit Röhre und 1 Musikbuch M. 27.50. Jedes weitere Musikbuch 75 Pfg. Versandt nur gegen Cassa oder Nachnahme. Haltbarkeit garantiert.
 Außerdem alle erfindenden Musikinstrumente, Accordions, Harmoniums, Symphonien, Spielösen u. s. w. Jährl. Katalog gratis u. franco.
H. Behrendt,
 Berlin W., Friedrichstr. 160.

Preisgekrönt m. silb. Medaillen.
 Amsterdam 1883 und Nürnberg 1885
Grünbaums weltberühmte Panzer-Uhrketten
 mit echtem 18kar. Gold vergoldet, von echt Gold nicht zu unterscheiden.
Unter 5jähriger Garantie.

Damen-Ketten
 m. edler Quaste
 a. St. 6 M.

Herren-Panzerketten u. Ring od. Federhaken
 4 Stück 5 Mark.

Garantie-Schein zu jeder Kette:
 Den Betrag der heute bei mir gekauften Panzerkette zahle ich zurück, falls dieselbe innerhalb eines 5jähr. Gebrauchs den gold. Schein verliert.
Max Grünbaum, Berlin W.,
 Bijouterie-Fabrik Friedrich-Str. 194.

Grosser Prachtkatalog mit mehr als 3000 Illustrationen neuester Bijouterien in echt Gold, Silber, Granaten, Corallen, Gold-Double, Jet etc. gratis und franko.

Schweiß-Socken
 nur beste, eigene frampferre Fabrikate, sehr solide per Dk. 12, 10 1/2, 8 1/2, 7 1/2 u. empfehlen wir als Spezialität.
 Für andere Sorten Strumpfwaren verlange man Preisverzeichnis.
 Rheinische Strumpfwarenfabrik
Otto Altschau & Co., Elberfeld.
J. A. Hietel, Leipzig.
 Königl. Hoflieferant.
 Aukt-Stickeri und Fäbren-Manufaktur.

Apoth. Rich. Brandt's
Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, prakt. Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres u. unschädliches Haus- u. Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

Prof. Dr. B. Virchow, Berlin (f),
 von Giell, München (f),
 Reclam, Leipzig (f),
 v. Nussbaum, München,
 Hertz, Amsterdam,
 v. Korczynski, Krakau,
 Brandt, Klausenburg,

Prof. Dr. v. Frerichs, Berlin (f),
 v. Scanzoni, Würzburg,
 C. Witt, Kopenhagen,
 Zdekauer, St. Petersburg,
 Dr. Soederström, Kasan,
 Lambi, Warschau,
 Förster, Birmingham,

bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und darauf resultirenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitlosigkeit etc. Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den scharf wirkenden Salzen, Bitterwässern, Tropfen, Mixturen etc. vorzuziehen.

Zum Schutze des kaufenden Publikums
 sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich Schweizerpillen mit ähnelndem ähnllicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich stets beim Ankauf durch Abnahme der am die Schachtel gewidmeten Gebrauchsanweisung, daß die Schachtel die oben beschriebene Abbildung, ein weißes Kreuz in rotem Felde und den Namen RICH. BRANDT trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu 1 (eine kleineren Schachteln) verpackt werden. — Die Behälter sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Fahnen, Flaggen,
 echt und wetterfest.
 Lampen, Fackeln, Luftballons, Bigophones, Transparente, Theaterdekorationen, Vereinsabzeichen, Festmedaillen. — Cottonartikel empfiehlt die Fabrik von **Bernhard Richter, Köln, Rhein,**
 illustr. Hauptkatalog gratis, franco.

Profosa
 Faramellen
 Rosm.-blät. Genussmittel gegen Magenleid von **L. Pietsch, Dresden-Blasewitz,**
 Polenzstr. 44. Versandgesch. u. Laboratorium, beiderlei spezifisch u. scharf Entzündung u. scharf Ferbahrung voller Form und Schönheit der Wirt. P. Karton 10 Mark. Gegen Einwirkung des Betrages od. Nachnahme, auch postlos am aut. Chr. Nährreid m. D. Gebrauchsanw. (g. u. 10 Pf. Porto.) Diskret. gef. sch.

C. L. Flemming
 Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
 Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Er. wachsende m. abgedr. Eisenachs.
 gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähig.
 7.—, 12.—, 18.— M. pr. St. blau.
 Franko nach allen St. Deutschl. u. Oesterr.

Rheinwein.
 Gegen Einkerbung von M. 30 verende mit hoch ab über 50 Liter jeßigstelterten guten und Weiswein, dessen abgelagerten Naturreinhalt ich garantiere.
Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rhein.

Trunksucht
 heile ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen unjant gerichtlich geprüfte und eidlich erbräute Zeugnisse.
Reinhold Betzack, Fabrikant in Dresden 10.

Zauber- und Nebelbilder-Apparate für Priv. u. öffentl. Vorstellung. Preisb. gr. fr. **Wid. Wetge, Magdeburg, Jacobstr. 7.**

Von der Wiege bis zum Grabe.
 Cyklus von 16 Fantasiebüchern für Klavier zu 2 u. 4 Händen v. Prof. **Carl Reinecke.**
 4te Auflage: hinreissend schön und überall brillant recensirt. — Neu: Arrangements für Harmonium u. für Violine mit Klavier. Durch i. Buch- u. Musikhandl. wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**
 Verbindender Text u. Katalog gratis.

Aachener Badeöfen für Gas.
 Liefern sofort heisses Wasser.
 Ueberrauschend schnelle Erwärmung eines Bades bei 0.7 cbm. Gasverbrauch.

Regenerativ-Gasheizöfen
 6 goldene und silb. Medaillen.
 In vielen Hospitälern, Theatern, Schulen, etc.
 mit Abführung der Heizgase, für Salons, Wohn-, Schlaf- u. Krankenzimmer, grosse Säle, Kirchen.
 6000 Stück in Betrieb.
 84% NUTZREICH.

6000 Francs Prämie
 von der Stadt Brüssel für besten Gasofen.
J. G. Houben Sohn Carl, Aachen.
 Referenz: Jede Gasanstalt.

Gesichtshaare
 entfernt nach einmaligem Gebrauch u. für immer das unschöne, ärztlich empfohlene Mittel. Preis 3 M. mit amtlicher Beglaubigung.
F. Mareloux, Prag-Smichow.

Spezialarzt Dr. med. Meyer
 Berlin, Leipzigerstr. 91.
 heilt brieflich alle Arten Frauen- und Hautkrankheiten, Nervenschwäche, leidet in den hartnäckigsten Fällen mit höchstem Erfolg.

Enthaarung.
Mundellus'sches Decrinorium.
 Unschönl. Mittel, um die so verunreinigten Arm- und Gesichtshaare bei Damen spurlos schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3 M. Apoth. Mundellus, Berlin, Lissenstr. 19.
Rudolf Messe Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen. Bezieht an allen größeren Plätzen. Günstigste Bedingungen.